

rundbrief

International Ecumenical Fellowship
Internationale Ökumenische Gemeinschaft
- Deutsche Region -

Thema: "Ihr werdet meine Zeugen sein".

Beiträge zur 37. Internationalen Ökumenischen Konferenz in Trier 2006

Inhalt:	Nr. 62	Januar 2006
Hans-Georg Link	Zu dieser Ausgabe	3
Dietrich Bonhoeffer	Predigt-Entwurf über die Epistel zum Himmelfahrtsfest	5
Klaus Teschner	Der Glaube geht in die Füße. Bibelauslegung zu Abraham	7
Adelbert Denaux	Ihr seid Zeugen dieser Ereignisse. Biblische Gesichtspunkte	11
Karl-Adolf Bauer	Die Trierer "Wolke von Zeugen" (Hebräer 12,1). Streiflichter aus der Kirchengeschichte Triers und des Trierer Landes	14
Heinzjoachim Held	Unser Gedenken an die "Wolke der Zeugen" in Trier. Mit den Kirchenvätern unterwegs auf dem Weg der Bezeugung des Glaubens.	27
Johannes Lütticken	Die ökumenische Berufung der IEF: Erfahrung, Annahme und Bezeugung der Gemeinschaft im Geist Thesen und Erläuterungen	29
	Fünf Sätze zur Aufgabe der IEF	38
	Die IEF als Zeugnis und Zeichen	38
	Gedanken zur Weiterentwicklung der IEF	40
Lea Ackermann	Ihr seid meine Zeuginnen. SOLWODI - Solidarität mit Frauen in Not	41
Termine	IEF-Termine und weitere ökumenische Termine	2, 43
Rückseite	Deutsche Regionaltagung in Magdeburg	44

Redaktionsteam: Heide Fischer, Elke Grub, Marlis Langeveld, Bärbel u. Hans-Georg Link,
Brigitta u. Dieter Trein, Dr. Jochen Zierau,
V. i. S. d. P. Dr. Hans-Georg Link, D-51145 Köln, Heumarer Str. 7b,
Tel./Fax. 02203 / 916 853, HGLink@web.de

Die abgedruckten Artikel stellen keine Meinungsäußerung der Redaktion dar, sondern sind persönliche Stellungnahmen. Aus Platzgründen behält sich die Redaktion vor, die Zuschriften gekürzt oder auszugsweise zu veröffentlichen. *Redaktionsschluss von Nr. 63: 2. Sept. 06*

IEF-Deutsche Region

Sekretariat: Hans-Dieter Trein, Borngasse 78, 51469 Bergisch Gladbach,
Tel./ Fax: 02202/ 9513-10/ 9513-20; Email: DTreinIEF06@netcologne.de

Bankverbindung: Raiffeisenbank Kürten-Odenthal , Konto: 2 10 371 8018; BLZ: 37069125

Einladung zur Mitgliederversammlung

Die diesjährige satzungsgemäße Mitgliederversammlung findet im Rahmen der deutschen Regionaltagung am **Freitag, 12. Mai, 9.30 bis 10.30, in Magdeburg, Roncalli-Haus**, statt- Hiermit lade ich **alle** Mitglieder der deutschen IEF-Region dazu ein.

Folgende **Tagesordnung** ist vorgesehen:

1. Eröffnung
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Kassensführers
4. Bericht der Kassenprüfer
5. Entlastung von Kassensführer und Vorstand
6. 37. Internationale Ökumenische Konferenz in Trier
7. Vorschläge zu Thema und Ort der deutschen Regionaltagung 2007
8. Berichte aus den Ortsgruppen
9. Verschiedenes

Hinweis: Vorschläge, Themen und Anträge zu den TOP's 7 und 9
schicken Sie bitte bis zum 29. April an den Vorsitzenden.

Köln, 3. Januar 2006 *Hans-Georg Link, Vorsitzender*

IEF- Termine 2006

16. - 17. Januar: Working Party in Trier
08. - 09. März: Working Party in Trier
09. - 12. März: Council Treffen in Trier
15. März: Vorstand und Beirat in Mainz
26. März: Laetare-Treffen in Halle
12. - 17. April: Meditative Tage zu Karfreitag und Ostern in Altenberg bei Köln:
„Jesus und Pilatus – Zwei Welten begegnen sich“
09. - 12. Mai: Deutsche Regionaltagung in Magdeburg:
„Gottes erste Zeugen: Begegnung zwischen Christen und Juden“
9. Mai, 14 Uhr: Redaktionsteam in Magdeburg
12. Mai, 14 Uhr: Vorstand und Beirat in Magdeburg
14. - 16. Mai: Ökumenischer Kirchentag in Halle/Saale:
„Ihr seid das Salz der Erde“
24. - 31. Juli: Pilgerweg von Köln nach Trier: „Mit den Füßen beten“
25. - 29. Juli: Mit dem Schiff von Düsseldorf nach Basel
27. - 31. Juli: Remagen: Jugend auf ökumenischen Spuren im Rheinland
31. Juli - 7. August: 37. Internationale Ökumenische Konferenz in Trier:
„Ihr werdet meine Zeugen sein.“ Unterwegs mit vielen Zeuginnen und Zeugen des Glaubens.
7.- 12. August: Internationale Urlaubsgemeinschaft an der Rur- und Urft-Talsperre in der Eifel.

Zu dieser Ausgabe

Liebe Leserinnen und Leser,

die Beiträge dieser Nr. 62 des IEF-Rundbriefes sind alle dem Thema der 37. Internationalen Ökumenischen Konferenz vom 31. Juli bis 7. August 2006 in Trier gewidmet: „Ihr werdet meine Zeugen sein“ (Apg. 1,8). Wir verstehen dieses Verheißungswort des Auferstandenen so, dass wir uns täglich und besonders während der Trierer Woche „unterwegs mit vielen Zeuginnen und Zeugen des Glaubens“ befinden.

Im Mittelpunkt dieses Heftes stehen zwei Beiträge von zwei heutigen Trierer IEF-Theologen, einem evangelischen und einem katholischen. Karl-Adolf Bauer geht der Trierer „Wolke der Zeugen“ nach, die ungewöhnlich zahlreiche bekannte Namen aufzuweisen hat, die z.T. bis in die Zeit der frühen christlichen Kirche zurückreichen. Sie beginnt mit den ersten beiden Trierer Bischöfen Eucharius und Valerius, kennt so illustre Namen wie Helena und Konstantin, Athanasios von Alexandrien, Hieronymus, Ambrosius und Martin von Tours, den Trierer Reformator Caspar Olevian und mündet ein in die beiden rheinischen Märtyrer während des Nationalsozialismus: Paul Schneider und Georg Maus. Diese Einführung in die Reihe der Trierer Glaubenszeugen, deren Spuren dann in Trier verfolgt werden können, verdeutlicht uns, dass wir weder die ersten noch die einzigen Zeugen unseres Glaubens sind und von dem reichen Erbe unserer Vorfahren auch reichen Gewinn davontragen können.

Johannes Lütticken gehört zu den Gründungsvätern der IEF; er lebt bis heute in der Benediktiner-Abtei St. Matthias im Trierer Süden. Er hat vor 30 Jahren auf einer internationalen Tagung im belgischen Malonne einen Vortrag gehalten über „die ökumenische Berufung der IEF: Erfahrung, Annahme und Bezeugung der Gemeinschaft im Geist“. Als ich ihn vor einigen Monaten las, war ich zugleich beglückt und betroffen: beglückt über die noch heutige Aktualität seiner Thesen und betroffen darüber, dass viele seiner damaligen Gedanken und Anregungen im Verlauf der vergangenen 30 Jahre auf der Strecke geblieben zu sein scheinen. Sie berühren sich jedenfalls mit meinen Überlegungen, die ich vor einem Jahr im Rundbrief Nr. 60 zur Diskussion gestellt habe: „Quo vadis IEF? Gesichtspunkte und Vorschläge für ihren künftigen Weg.“ Ich halte es für sinnvoll, anhand der Thesen von Johannes Lütticken und meiner Vorschläge das Gespräch über das heutige öffentliche Glaubenszeugnis der IEF weiterzuführen.

Wir haben die beiden in Trier vortragenden Referenten gebeten, ihre Gesichtspunkte vorab zusammenzufassen, damit man in Trier ihren Ausführungen besser folgen kann. Unser internationaler IEF-Präsident, Prof. Adelbert Denaux, geht das Thema der Zeugenschaft biblisch an und erläutert einige wichtige Bibelstellen. Altbischof Dr. Heinzjoachim Held, der in den 80er Jahren den Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen geleitet hat, schlägt einen weiten Bogen von den Trierer Anfängen bis zum Christsein in unserer Zeit.

Die Meditation von Dietrich Bonhoeffer, dessen 100. Geburtstages wir am 4. Februar gedenken, stammt aus dem Jahr 1935 und ist von ihm zum damaligen Fest Christi Himmelfahrt geschrieben worden. Klaus Teschner, der bekannte Textausleger für die jährlichen Bibelwochen, bringt uns mit seiner erfrischenden Auslegung den Stammvater des Glaubens, Abraham, nahe: „Der Glaube geht in die Füße.“ Schließlich verdeutlicht Sr. Dr. Lea Ackermann, die Initiatorin der Bewegung „Solidarität mit Frauen in Not“, wie Frauen heute als Zeuginnen christlicher Hoffnung leben.

Gern hätte ich im Blick auf das Thema der Regionaltagung in Magdeburg „Gottes erste Zeugen“ auch einen Beitrag aus jüdischer Feder aufgenommen und zwar den Vortrag des Düsseldorfer Rabbiners Dr. Raphael Geis auf dem Berliner Kirchentag 1961: „Der Auftrag

Israels an die Völker.“ Hinweisen möchte ich auch auf den Bericht von Sektion I „Zeugnis“ (witness) auf der 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates 1961 in Neu Delhi. –

Die Beiträge in diesem Heft wollen die schöne Reihe fortsetzen, die im vergangenen Jahr mit den „Vorbemerkungen“ für die Tagung in Bratislava begonnen worden ist. So möchte ich ausdrücklich dazu ermuntern, diese Einführungen in das Thema von Trier nicht nur für sich allein zu lesen, sondern sie anschließend auch gemeinsam in den örtlichen IEF-Gruppen und anderwärts zu besprechen, wie wir es im vergangenen Jahr mit den Bratislava-Beiträgen in unserer Kölner Ortsgruppe mit großem Gewinn getan haben. Man nimmt dann ganz anders vorbereitet an der internationalen Konferenz in Trier teil.

Aufmerksam machen möchte ich ausdrücklich auf die vorbereitenden Tagungen in Altenberg und Magdeburg (siehe Termin-Übersicht). Schriftliche Detailinformationen können Sie dazu bei unserem Sekretär Dieter Trein erhalten.

Vielleicht ist Ihnen schon beim Anblättern des Heftes aufgefallen, dass die Rubrik „Redaktionsteam“ eine Reihe neuer Namen verzeichnet. Die bisherigen Hauptverantwortlichen für den IEF-Rundbrief, das Ehepaar Dr. Dr. Jutta und Dr. Winfried Konda, haben sich entschlossen, die Redaktionsarbeit in andere und jüngere Hände zu legen. Das ist nach 14-jähriger Arbeit an 29 Ausgaben des Rundbriefes durchaus verständlich. So bleibt mir nur, Jutta und Winfried Konda in unser aller Namen herzlich zu danken für ihre Umsicht in der Auswahl der Beiträge, für ihre Sorgfalt in der Gestaltung jeder Ausgabe und für ihre Zuverlässigkeit, mit der sie den Rundbrief zu einem treuen und interessanten Begleiter der deutschen IEF gemacht haben. Er ist ein gutes Aushängeschild unserer deutschen Region.

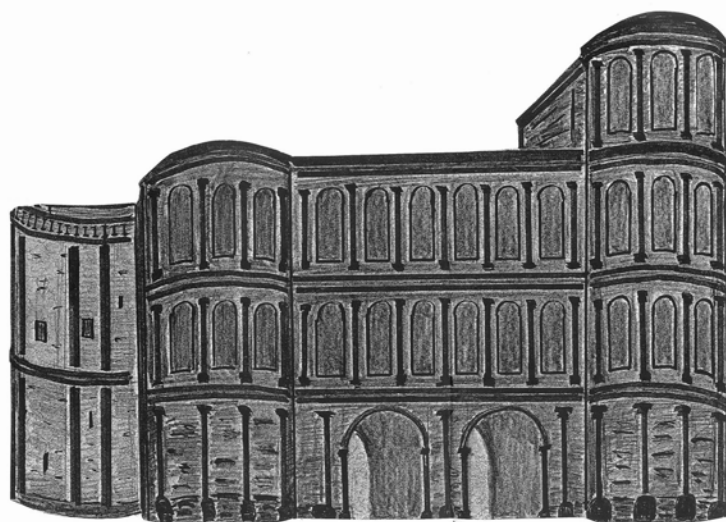
Gleichzeitig hat auch unser Wuppertaler IEF-Mitglied Ingeborg Brettschneider sich aus dem Redaktionskreis verabschiedet. Wir sagen ihr von Herzen Dank für ihr Engagement, ihre Aufmerksamkeit und ihre gelassene Heiterkeit im Redaktionsteam. Ich bin froh, dass Heide Fischer aus Weimar als einzige „Ostfrau“ der Redaktionsrunde erhalten bleibt, und freue mich auf die Zusammenarbeit mit dem neuen Team.

Sie, liebe Leserinnen und Leser, lade ich gern ein zu Leserbriefen, konstruktiven und kritischen Kommentaren, denn das macht den Rundbrief lebendig.

Zu Beginn des neuen Jahres grüße ich Sie mit der Jahreslosung 2006 aus Josua 1,5:

„Gott spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.“

Ihr Hans-Georg Link



Predigtentwurf über die Epistel zum Himmelfahrtsfest

Dietrich Bonhoeffer 1935, Aus G.S. IV, S. 183-186

Predigt-Entwurf über die Epistel zum Himmelfahrtsfest

[1935]

Apostelgeschichte 1, 1—11: Die erste Rede habe ich getan, lieber Theophilus, von alle dem, das Jesus anfangs, beides, zu tun und zu lehren, bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Aposteln, welche er hatte erwählt, durch den Heiligen Geist Befehl getan hatte, welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen, und ließ sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes. Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, daß sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheißung des Vaters, welche ihr habt gehört, sprach er, von mir; denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen. Die aber, so zusammengelassen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaritanien und bis an das Ende der Erde. Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher vor euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.

1. Eine seltsame Unruhe, Ungeduld, ein Brodeln liegt über den Tagen nach der Auferstehung. Der Gekreuzigte war wieder unter seinen Jüngern, er tat sich kund durch allerlei Zeichen und in allerlei Gaben. Er gab sich ihnen zu erkennen, verhüllte sich wieder und war ihnen doch jeden Augenblick nahe. Auferstehung! rief es den Jüngern von allen Seiten entgegen. Und unter dem heimlichen Aufjauchzen blieb die leise Bangigkeit: Ja, Auferstehung war geschehen, Ostern war da, aber wo soll das alles hinaus, wohin führt das noch, was wird geschehen, was ist das Ende von dem allen? Um auf diese Frage Antwort zu geben, erschienen ihnen Jesus „vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes“ (V. 3).

2. Das Reich Gottes, das mußte ja das Ende sein. Mit jedem Ereignis in der Geschichte Jesu hatte sich das Reich näher auf die Erde herabgesenkt, und doch war es noch nicht ganz da. Jesus lebte, seine Jünger sahen ihn. Aber die Welt, die Menschen, hatten noch nichts vernommen, sie hatten daran noch keinen Teil, das Letzte also war noch nicht geschehen. Der Auferstandene bereitete seine Jünger darauf vor.

3. Darum befahl er ihnen, daß sie nicht von Jerusalem wichen.

Dieser Befehl war nötig. In Jerusalem war das Unheilvolle geschehen, in Jerusalem war Jesus gekreuzigt. Wie begreiflich, daß die Jünger von diesem Jerusalem weichen wollten. Aber Jesus bindet sie an Jerusalem. Die Kirche Gottes, die schuldig geworden war am Blute des Sohnes Gottes, die Kirche der Untreue, des Verrates und der Verleugnung, sollte der Ort der Verheißung werden. Laßt diese Kirche nicht im Stich, sondern betet um die Verheißung! Wartet auf das Letzte, auf das Kommen des Heiligen Geistes, daß die Kirche neu werde, gerecht und geheiligt durch die Treue Gottes.

4. Jetzt erfaßt die Jünger ein ungeheures Verlangen, sie wollen in Jerusalem warten auf die Dinge, die da kommen sol-

len. Aber wird die neue Kirche denn auch wieder die sichtbare Herrlichkeit des Tempels Gottes haben? Werden dann alle erkennen müssen, daß hier in dieser Herrlichkeit Kirche gewißlich Gottes Reich ist? „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ Wie nah liegt uns diese Frage, wird Gottes Treue sich auch sichtbar in Kraft und Herrlichkeit bekunden?

5. Jesus wehrt diese Frage nicht ab, nur das Ungestüm, die Begehrlichkeit, die Neugier in ihr. „Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.“ Die Zeit der Herrlichkeit also kommt auch über Jerusalem und über die Kirche, über das Volk Israel. Aber bis sie kommt, bleibt den Jüngern nur ein einziges untrügliches Zeichen über das Reich Gottes, nämlich daß Zeugen da sind, die es verkündigen, und Jünger da sind, die es glauben. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“ Nichts sonst, dies ist das Zeichen, daß die Erfüllung da ist. Das Zeugnis von Christus wird gehen über Jerusalem hinaus bis an der Welt Ende. Wo ist das Reich, wo wird es sichtbar? Wo das Zeugnis in der Kraft des Heiligen Geistes da ist und der Glaube. Da ist die Antwort Jesu auf der Jünger Frage.

6. Nun ist das Letzte gesagt. Der Blick weitet sich von der kleinen Schar der Apostel über das Ende der Welt. Die Enden der Erde warten jetzt auf die Botschaft von Christus, und sie wird zu ihnen dringen. Christus wird Herr sein über die Erde, die sein Werk und sein Eigentum ist, die ihn verworfen hat, und von der er erstanden ist. Christus wird regieren durch sein Wort bis an das Ende der Welt. Das ist das Letzte, was Jesus seinen Jüngern sagt. Wie zur Begehrlichkeit dieses Wortes geschieht es nun, daß Jesus erhoben wird über die ganze Erde, aufgehoben zum Himmel,

bis ihn schnell die Wolke dem nachblickenden Auge verhüllt.

7. Nun hat er den Himmel eingenommen, nun ist er zur Rechten Gottes erhöht über Raum und Zeit, nun ist er der Allmächtige und Allgegenwärtige, der sein Reich kommen lassen will, nun hat er alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er ist König geworden über die Erde. Nun erreicht ihn kein leibliches Auge mehr, er ist in die Unsichtbarkeit der Herrlichkeit Gottes eingegangen. Nun sollen wir auch nicht mehr nach sichtbaren Beglaubigungen verlangen. Wissen wir denn, ob wir nicht sehend an seiner Gestalt vorübergingen. Es bleibt sein Wort, nichts als sein Wort, bis zu der Stunde, da er wiederkommt, sein Zeugnis.

8. Darauf sehet! Was steht ihr und sehet gen Himmel? Ihr seht ihn nicht mehr. Blickt nicht in das Vergangene! Sucht Christus nicht in der Vergangenheit, ihr seht nichts als Wolken und Dunst! Ihr werdet ihn nicht sehen, bis er wiederkommt. Darum wartet, und haltet euch an das Zeugnis, das bis an der Welt Ende geht, an das Wort, in dem Christus König ist! Wartet auf sein Kommen, und laßt euch bewahren auf seinen Tag durch sein königliches Wort!

9. „Als er uns nah war, war er uns fern; nun er uns fern ist, ist er uns nah“ (Luther). Als Christus zum Himmel fuhr, wurde er König über die ganze Erde. Als Christus zum Himmel fuhr, senkte sich das Reich Gottes tiefer auf die Erde herab. Nun wird er bald kommen in Sichtbarkeit und Herrlichkeit. Er wird sein Reich aufrichten auf Erden. Dann ist das Ende da.

Der Glaube geht in die Füße

Aus: Klaus Teschner, Einladende Gemeinde, -Bibelarbeiten – Predigten – Vorträge-, 1990, S. 44 -52

Der Glaube geht in die Füße

Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, in ein Land zu ziehen, das er erben sollte; und er zog aus und wußte nicht, wo er hinkäme. Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung. Denn er wartete auf die Stadt, die einen festen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist. Durch den Glauben empfing auch Sara, die unfruchtbar war, Kraft, Nachkommen hervorzubringen trotz ihres Alters; denn sie hielt den für treu, der es verheißsen hatte. Darum sind auch von dem einen, dessen Kraft schon erstarben war, so viele gezeugt worden wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres, der unzählbar ist. Diese alle sind gestorben im Glauben und haben die Verheißene nicht erlangt, sondern es nur von ferne gesehen und begrüßt und haben bekannt, daß die Gäste und Fremdlinge auf Erden sind. Wenn sie aber solches sagen, geben sie zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und wenn sie das Land gemeint hätten, von dem sie ausgezogen waren, hätten sie ja Zeit gehabt, wieder umzukehren. Nun aber sehnen sie sich nach einem besseren Vaterland, nämlich dem himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen; denn er hat ihnen eine Stadt gebaut. Durch den Glauben opferte Abraham den Isaak, als er versucht wurde, und gab den einzigen Sohn dahin, als er schon die Verheißung empfangen hatte und ihm gesagt worden war (1. Mose 21, 12): „Was von Isaak stammt, soll dein Geschlecht genannt werden.“ Er dachte: Gott kann auch von den Toten erwecken; deshalb bekam er ihn auch als Gleichnis dafür wieder.

Hebräer 11, 8–19

Glauben macht langfristig beweglich

Ich liebe das Bild Abrahams, so wie Paulus es im Römerbrief vor Augen hat. Abraham steht da unter freiem Himmel, ist ganz Ohr – ein Mann, der sich selbst schon aufgegeben hatte und bei seinem Gespräch mit Gott feststellt: „Aus meinem Leben wird nichts mehr. Mich wird ein anderer beerben. Einen Nachkommen habe ich nicht“ (nach 1. Mose 15).

Da gibt Gott dem Abraham eine überraschende Verheißung: „Du sollst einen Erben haben.“

Als Abraham mit seiner Reaktion zögert, sagt Gott: „Tritt heraus! Sieh nach oben! Fang an, die Sterne zu zählen! So zahlreich wird deine Nachkommenschaft sein!“

Und während Abraham noch so zum Himmel schaut und staunt und eine überwältigende Zusage im Ohr hat – da wird auf einmal sein Herz fest in dieser Zusage. Er wußte aufs allergewisseste: Was Gott verheißt, das kann er auch tun. Paulus sagt in Anlehnung an 1. Mose 15, 6: „Abraham glaubte Gott, und das rechnete ihm Gott als Gerechtigkeit, als Bundeestreue an“ (Röm. 4, 3). Abraham glaubte Gott – er vertraute Gott – er ließ das Wort Gottes gelten gegen alle Erfahrung und Berechnung – er machte sich in Gottes Zusage fest. Das ist das Bild Abrahams, so wie Paulus es sieht.

Im Hebräerbrief kommt Bewegung in das Bild. Abraham staunt nicht nur und steht, sondern er geht. Paulus zeichnet von Abraham ein Porträt, der Hebräerbrief zeigt einen Film. Er macht deutlich: Der Glaube zieht nicht nur ins Ohr und ins Herz, sondern in die Füße.

Er macht sich in der Verheißung Gottes fest, aber er ankert da nicht nur, sondern er hangel sich an der Verheißung Gottes entlang wie an einem Geländer, von Schritt zu Schritt.

Der Hebräerbrief guckt auf die Füße Abrahams und auf seine Hände, die immer wieder die Zeltpföcke ausreißen und neu einschlagen und wieder ausreißen.

Und schließlich blickt der Hebräerbrief auf dieses entsetzliche Messer in der Hand des Abraham (V. 17–19). Das Messer, mit dem er den empfangenen Segen opfern, am Ende schließlich noch alle Verheißungen abschneiden soll.

Der Glaubende unterwegs, der Dauerlauf und Hindernislauf des Glaubens – das ist das Thema des Hebräerbriefes und besonders unseres Abschnittes. Glaube besteht nicht in hohen und hehren intellektuellen Überzeugungen, sondern hält Schritt mit Gottes Verheißungen. Glauben hat nicht einen Wasserkopf und kurze Beine, sondern ein waches Ohr und bewegliche Füße. Glauben macht langfristig beweglich.

Und doch wird Abraham dadurch nicht werkerecht: Guck mal meine Füße: ich bin für Gott von Chaldäa bis Hebron gelaufen! Er zeigt nicht das goldene Sportabzeichen des Glaubens angeberisch vor. Er bleibt unterwegs offen für Gott und ist nicht stolz auf sich selbst.

Abraham im Hebräerbrief und bei Paulus – das ist geistlich eine Blutgruppe. Der Hebräerbrief schildert den Weg des Abraham, weil er nicht die Startbedingungen, sondern die Bahnverhältnisse des christlichen Langstreckenlaufs im Blick hat. Er sieht die armen, ausgepumpten Christen in der vorletzten Runde, die aufgeben wollen. Dessen schildert er den Weg Abrahams bis zu Ende.

Glaubende sind immer Anfänger

Vielleicht beschreibt unser Textabschnitt sogar eine Bergwanderung des Glaubens.

Nach menschlichem Ermessen werden die Zumutungen an Abraham ständig härter. Es ist vielleicht noch zuzumuten, daß er auszieht und geht (V. 8a). Aber er weiß nicht genau, wohin (V. 8b). Er muß unterwegs Ungewißheit ertragen. Er ist trotz aller Verheißung kein Besserwisser und Schlaumeier ...

Dann bleibt er in dem Land, das ihm gehört und zugesprochen ist, ein Gast (V. 9a). Immer wieder diese Zeltwirtschaft (V. 9b)! Er bleibt ein „Nomade des Glaubens“ (M. Buber). Er bleibt in Wartestellung (V. 10), kommt noch lange nicht in die ersehnte Ruhestellung und erfährt keine Sicherstellung seines Lebens.

„Folge der Verheißung – und du wirst Schwierigkeiten haben!“ So könnte man sagen. „Folge der Verheißung – und du wirst das Glauben nie verlieren!“ Denn nach der Zeugung und Geburt des Isaak, wo etwas von der urwüchsigen Kraft des Glaubens durchbricht und ein Stückchen Erfüllung zu sehen ist (V. 11), nimmt der Schwierigkeitsgrad der Glaubenswanderung sofort wieder zu (V. 17–19): Abraham soll den Sohn, auf dem die Verheißungen liegen, opfern.

Und Abraham tut das. Er denkt: Diesen Sohn werde ich durch die Totenaufweckung wiederbekommen. Wir sehen: Die Zumutungen wachsen. Der Weg wird steiler. Der Glaube wird schwerer. Der Glaubende wird vielleicht stärker, aber er bleibt ein Glaubender.

Am Ende seines Weges ist er genauso weit wie vorher, genauso sehr auf Gott angewiesen. Am Anfang sieht er von Chaldäa aus nichts als die Wüste: dahinten liegt das neue Land. Und am Ende sieht er unter seinem eigenen Messer den sterbenden Sohn, der auf das Wort Gottes hin geopfert werden soll, der aber auch durch dieses Wort neu ins Leben gerufen werden kann. So denkt und hofft Abraham.

Er bleibt im Glauben ein Anfänger. Der Glaube wird ihm nicht zur Routine. Er muß sich immer wieder auf neue Situationen und neue Worte Gottes einstellen. „Wie preise ich dich, Vater Abraham, daß du es in 120 Jahren nur bis zum Glauben gebracht hast. Mein Friseur sagt: „Man muß höherkommen“ – du aber hast es in 120 Jahren nur bis zum Glauben gebracht.“ So sagt der dänische Philosoph Kierkegaard in seiner Auslegung zur Abrahamgeschichte unter der Überschrift „Furcht und Zittern“.

Zum Glauben gehört immer ein Gegenüber

Zum Glauben gehören immer zwei. Glaube ist ein von Christus gesteuerter Vorgang, nicht eine allgemeine Bewegung meiner Existenz, als könnte ich mir selbst sagen: „Man muß halt immer wieder aufbrechen ...“ „Man weiß nie genau, wohin ...“ „Man muß immer wieder liebgewordene Vorstellungen opfern ...“ „Man muß immer wieder von vorne anfangen ...“ Das sind nur die Dauerwellen unserer Existenz. Aber das sind noch nicht die Schritte des Glaubens, die an einer Verheißung entlangleben. Christus ist der Anfänger und Voller unserer Glaubens. Er macht das Glauben möglich. Und Jesus schließt uns an die Vorbilder des Glaubens an. An Abraham und Sara und an all die, die im Glauben gestorben sind und ein „besseres Vaterland“ gesucht haben (V. 13–16).

Christus schließt uns an die Heilsgeschichte an. Ohne ihn hätten wir mit Abraham nichts zu tun, kämen in die Fußstapfen Abrahams nie hinein. Er sagt uns: „Da sind noch andere, die geglaubt haben. Seht sie euch an! Ihr seid in guter Gesellschaft!“ So wachsen uns aus der Betrachtung der Heilsgeschichte neue Kräfte zu.

Wir Christen werden dabei wie Ruderer, die zurückschauen auf Abraham, Sara und die anderen Zeugen des Alten Bundes. Die zurückschauen und dadurch Kraft kriegen, weiterzumachen im Glauben an Christus, an dem man angesichts der Länge der Strecke die Lust verlieren könnte. Abraham und Sara und die Wanderer des Alten Bundes werden zu Trainern für müde Christen. Zum Glauben gehören immer zwei: Christus macht den Glauben möglich. Ja, zum Glauben gehören sogar viele. Auch wenn ihr Christen oft Einzelgänger sein müßt, so seid ihr doch keine Einzelkämpfer.

In den Rocky Mountains (USA) sah ich vor einer scharfen, gefährlichen Kurve ein merkwürdiges Schild. Darauf stand: „Anxious? – Millions did it before you!“ Das heißt: „Ängstlich? – Millionen schafften es vor dir!“ Das macht Mut. Die Bibel zeigt uns solch ein mutmachendes Schild. Sie verweist auf die vielen Wanderer des Alten Bundes: Ängstlich? – Millionen schafften es vor dir!

Der Gehorsam des Glaubens

Als Abraham den Ruf hört, geht ein Ruck durch sein Leben. Glaube setzt sich bei ihm um in Bewegungs-Energie. Es gibt unter uns so viel verkopften Glauben, so viele zergrübelte Verheißungen. Es macht

„Klick“ im Kopf, es wird vieles noch einmal durchdacht und besprochen, aber wo bleiben die Schritte des Glaubens? Wann treten wir endlich in die „Fußstapfen Abrahams“ (Röm. 4, 9–12) und gehen ...?

Es gibt Menschen, die denken immer wieder darüber nach, ob Gott sie persönlich meinen könnte – und gehen nicht in die Stille und fragen Gott und vertrauen ihm ihr Leben an. Und doch bleibt „Glaube“ ohne den Schritt ins Gebet unverbundlich.

Es gibt Menschen, die dem Glauben innerlich und im großen und ganzen zustimmen, aber sie gehen nicht in die Gemeinde und leben nicht in einer Dienst- und Lebensgemeinschaft mit anderen Christen. Ohne den Schritt in eine Gemeinde bleibt „Glaube“ eine harmlose private Überzeugung.

Es gibt Menschen, die wissen nicht, was sie heute für Christus tun können – und sehen das Nächstliegende nicht. Der nächste Anruf, die nächste Handreichung können im Glauben getan werden! Auch eine lange Strecke besteht aus vielen kleinen Schritten. Lieber drei Schritte im Glauben gehen, als mit hundert Gedanken über den Glauben stehenbleiben.

Augustin hat in seinem Glaubensleben drei Phasen erlebt: Zunächst hat er den christlichen Glauben verachtet, weil ihm die Geschichten der Bibel für einen Gebildeten zu geringfügig erschienen. Dann hat er den christlichen Glauben bewundert, weil ihm die heilsgeschichtlichen Durchblicke der Bibel gefielen. Schließlich ist er Christus gefolgt und hat sich nicht mehr vor dem Ruf gedrückt, weil er merkte: Andere haben weniger Durchblick als ich, aber sie haben ernst gemacht mit dem Glauben. Er kam sich vor wie ein Schläfriger, der sich morgens, obwohl schon längst von Gott geweckt, von einer Seite auf die andere Seite wälzt und nicht aufsteht ... (vgl. Confessiones, Buch 7).

Die Armut des Glaubens

Abraham wußte nicht, wohin er käme (V. 8). Er wußte wohl, daß er losgehen sollte. Er wußte wohl, daß Gott zu ihm gesprochen hatte. Er wußte wohl, daß Gott für ihn ein Land bereit hatte. Aber er bekam keine genaue Landkarte mitgeliefert, sondern nur einen Kompaß – den Glauben; der richtete sich nach dem, was von Gott zu hören war, nicht nach dem, was unterwegs zu sehen war.

So wurde Abraham unterwegs arm. Vorher war er reicher, reich an Sicherheiten – aber arm an Verheißungen. Jetzt war er reich an Ver-

heißungen, aber arm an Sicherheiten. Er konnte noch nicht genau beschreiben, was Gott mit ihm vorhatte. Er war in vielem unwissend – aber im Entscheidenden gewiß.

Ich meine, wir sollten davon lernen. Wir sollten als Christen nicht sicherer auftreten, als wir sind. Wir sind nicht Gottes Geheimräte, sondern seine Kinder. Wir sind nicht die großen Schlaumeier angesichts einer vergehenden und zu Ende gehenden Welt.

Wir haben im Glauben die eine große Gewißheit: Wir wissen, daß die Geschichte zuläuft auf den wiederkommenden Christus, auf seine neue Stadt, auf seinen neuen Himmel und seine neue Erde. Und gerade diese Gewißheit macht uns mutig, in unserer Zeit das Nächstliegende zu tun.

Aber wenn wir gefragt werden: Wann wird das Reich kommen? Wie soll das gehen?, dann müssen wir passen. Im Umgang mit Gottes Verheißungen ist menschliche Bescheidenheit durchaus angemessen.

Die Fremdlingschaft des Glaubens

Abraham ist in dem verheißenen Land ein Gast (V. 9). Er schlägt dort nicht Wurzeln, sondern er schlägt dort seine Zeltpflocke ein – und muß diese auch immer wieder herausziehen. Abraham wartet auf die Stadt mit den festen Fundamenten, deren Konstrukteur und Baumeister Gott ist (V. 10).

So wird Abraham ein Grenzgänger – er lebt von dem, was Gott schon schenkt, und lebt auf das zu, was Gott noch tun wird. Er sieht vorläufige Erfüllungen; und doch wartet er auf die endgültige Erfüllung. Er weiß, daß er mit seiner Heimatanschrift woanders gemeldet ist, daß er in Gottes zukünftiger Stadt Wohnrecht hat. Palästina ist nur sein zweiter Wohnsitz.

In der Grauzone zwischen dem Alten und dem Neuen Testament war die Erwartung auf die neue Stadt Gottes immer stärker geworden. Paulus spricht von dem „freien Jerusalem, das unser aller Mutter ist“ (Gal. 4, 26). Auch die Offenbarung des Johannes (21) endet mit jenem großartigen Bild von der endzeitlichen Wohngemeinschaft Gottes mit uns: Er wird bei uns wohnen. Wir werden zusammenwohnen. Es werden nicht Meilen und Welten zwischen uns liegen, und es wird nichts mehr zwischen uns und Gott liegen. Der Hebräerbrief betont, daß auch Abraham schon auf diese neue Stadt zugelebt habe. Seine Zeltwirtschaft war für ihn nicht das Letzte ...

So lernen wir an Abraham: In den vorläufigen Erfüllungen, die Gott uns schenkt, können wir nicht Wurzeln schlagen. Dort hinein können wir nur unsere Zeltpföckle schlagen. Wir können dankbar die Wohnung, die Familie, die Gemeinschaft, die Gott uns schenkt, annehmen. Aber Wurzeln schlagen wir nicht in dem Land, in dem wir leben, sondern in dem Wort, das wir hören.

Wer so denkt und lebt, ist keineswegs lebensmüde. Dessen Seele muß nicht irgendwo Luftschlösser bauen – der bleibt auf dem Teppich. Der arbeitet mit. Der ist voll da. Aber der hat eine Perspektive über dieses Leben und diese Zeit hinaus.

Tersteegen sagt in seinem „Ermunterungslied für die Pilger“: „Ein jeder sein Gesicht mit ganzer Wendung richte steif nach Jerusalem!“ Ohne diese Perspektive über die Welt hinaus können wir diese Welt nicht maßstabgerecht sehen und nicht maßstabgerecht leben. „Welt, du bist uns zu klein, wir gehn durch Jesu Leiten hin in die Ewigkeiten; es soll nur Jesus sein!“

Die Kraft des Glaubens

Bisher bleiben alle Erfüllungen seltsam in der Schwebel, aber nun bricht etwas von der Kraft des Glaubens durch. Gar nicht passend zu ihrem Alter bekommt Sara Kraft, „den Samen zu gebären“ (V. 11), sie wird Mutter. Da ist nun endlich das Kind da – die Verheißung nimmt Gestalt an, obwohl doch bei Sara und Abraham schon alles wie tot war. Mit Halbtoten fängt Gott seine Geschichte ganz neu an.

Vielleicht hat der Schreiber des Hebräerbriefes in seiner tief Sinnigen Art hier noch eine andere Bedeutung mitschwingen hören und mitschwingen lassen: Von dem Einen, der erstorbenen Leibes war, sind viele geboren (V. 12). Das könnte ein Hinweis auf Christus sein, auf das Leben für die vielen, das sich aus dem Tod des Einen, Christus, ergibt.

Sara erscheint im Hebräerbrief in anderem Licht als im Alten Testament: Dort lacht sie – hier hat sie Kraft. Dort hat sie nur mitgehört und mitgelauert – hier hilft sie richtig mit: sie entwickelt eine eigene Glaubenszuversicht und Glaubenskraft. Sie läuft nicht einfach nur so mit Abraham mit. Der Hebräerbrief zählt in seiner Liste der Glaubenszeugen ohnehin mehrere Frauen auf: Rahab (V. 31), die Witwe von Sarepta (V. 35) ... Und die Kraft des Glaubens wird gerade an einer Frau, Sara, anschaulich dargestellt.

Das Opfer des Glaubens

Wir wenden uns nun der letzten Wegstrecke Abrahams zu, die der Hebräerbrief beschreibt (V. 17–19). Es ist eine ausgesprochene Steilstrecke. Er soll den Sohn, auf dem alle Verheißungen liegen, opfern. Er soll nicht nur ständig im Aufbruch leben, innerlich auf Distanz bleiben zu vorläufigen Erfüllungen, sondern jetzt soll er das, was Gott selbst ihm geschenkt hat, wieder weggeben. Das ist rätselhaft, Gott ist rätselhaft. Es hätte alles so schön weiterlaufen können im Glauben. Doch jetzt wird der ganze bisherige Weg wieder in Frage gestellt. Gott gibt und nimmt.

Diese Zumutung an Abraham hat Kierkegaard schlaflose Nächte bereitet. Wird hier nicht mehr verlangt, als menschenmöglich ist? Und schwingt hier nicht mehr mit, als Menschen tun müssen? „Er gab dahin den einzigen Sohn...“ Das tut Gott selbst! Da ist mehr als Isaak! So wird der beinahe geopfert und dann dem Abraham zum zweiten Mal geschenkt Isaak zum „Zeichen des Zukünftigen“; des dahingeebenen und auferweckten Christus! Das größte Opfer bringt Gott selbst.

Abraham hat die sichtbare Verheißung geopfert. Er hat gegen den Tod seinen Glauben durchgehalten. Er hat im Glauben wieder ganz von vorne angefangen. Es kann sein, daß Gott uns etwas Sichtbares nimmt, das wir unter Gebet empfangen haben und das von ihm gesegnet und gewollt war. Es kann sein, daß Gott unser Glauben etwas zumutet. Es kann sein, daß wir Gott dann nicht mehr verstehen, daß unsere Geschichte mit Gott hoffnungslos aussieht. Aber auch dann ist sie noch nicht verheißungslos. Denn Gottes Verheißungen sind stärker als der Tod, also auch stärker als alles Unglück und jeder Verzicht. Doch dürfen wir mit Jesus beten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Denn wo Gott seine eigenen Geschenke zurückzieht, da wissen Menschen oft nicht mehr, wie sie mit ihm dran sind. Manche werden von lauter Unglück irre an Gott.

Aber Abraham hat nicht resigniert, er hat gegen den Tod gehofft. Kierkegaard meint, er habe „Elastizität in der Resignation“ gezeigt – besser wohl: geschenkt bekommen!

Glaube unterwegs

Bevor der Hebräerbrief die Abrahamsgeschichte zu Ende erzählte, hatte er schon ein Resümee über die Heilsgeschichte gegeben

(V. 13–16): Da waren viele, die „im Glauben gestorben“ sind, die das verheißene Land nur „von ferne gesehen und begrüßt“ haben, so wie Mose vom Berg Nebo aus. Sie alle waren Gäste und Fremdlinge, auf Wanderschaft – und sie alle waren erstaunlich anspruchsvoll: Sie suchten nach einem besseren Vaterland, sie blieben auf dem Weg Gottes, obwohl sie ja in ihre alten Sicherheiten hätten zurückkehren können. Der Hebräerbrief denkt dabei wohl auch an die christlichen Gemeinden seiner Zeit: Viele Christen starben unabgefunden, kamen in Razzien und sinnlosen Prozessen um. Viele haben „mit den Gefangenen gelitten und den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet“ (Hebr. 10, 34). Die dauernden Benachteiligungen durch den römischen Staat und das Abbröckeln von Gemeindegliedern hat viele Christen mutlos gemacht.

Der Hebräerbrief ist für müde Gemeinden geschrieben, die keine Lust mehr haben, der nächsten Welle der Geschichte standzuhalten. Diesen Gemeinden sagt er: Werft euren Glauben nicht weg. Macht bitte im Glauben weiter! Denn so habt ihr doch angefangen. So seid ihr doch angetreten. Und so hat die ganze Heilsgeschichte angefangen. Bleibt mit Gott unterwegs!

Denn Gott schämt sich nicht, mit uns in einem Atemzug genannt zu werden (V. 16). Er schämt sich nicht, uns noch weitere schwierige Strecken zuzumuten. Denn er kennt das Ziel und hat für uns gesorgt.



am Jakobsweg „alter Wanderschuh“

„Ihr seid Zeugen dieser Ereignisse“ (Lukas 24,48) Biblische Gesichtspunkte

Adelbert Denaux

In diesem Jahr versammeln wir uns in Trier, wo viele Jahrhunderte lang eine große „Wolke von Zeugen“ (Hebr. 12,1) der Welt ihr christliches Zeugnis gegeben hat. Wir laden Sie ein, die Hauptstellen in der Bibel zu lesen, zu erforschen, zu meditieren und zu beten, die uns erklären, was es heißt, Zeugen Gottes und Christi in der Welt heute zu sein.

Vorbemerkungen:

- A.** Der Begriff oder das Bild des Zeugen kann verschiedene Bedeutungen haben: von der wörtlichen Bedeutung (der Zeuge vor Gericht bezeugt, was er gesehen oder gehört hat) bis zu einem weiteren übertragenen Sinn in religiösem Zusammenhang.
- B.** Der Gedanke des Zeugen, bezogen auf Jesus Christus und sein Evangelium, spielt eine wesentliche und äußerst wichtige Rolle in den neutestamentlichen Schriften und im christlichen Glauben und Leben weltweit. Nicht nur in der Lehre der frühen Kirche, sondern auch in der gesamten Verkündigung durch die Kirchengeschichte wird das Evangelium nicht als spekulatives System verstanden, sondern als Zeugnis für Jesus, den Christus, der selbst Gottes Zeuge für die Welt ist.

1. „Gottes Prozeß“ und „Gott im Prozeß“: Gott der Ankläger und der Angeklagte

(Altes Testament)

Bibelstelle: Jesaja 40 – 55 (der sog. Deuterojesaja) oder zumindest Jesaja 43, 8 – 13

Die Geschichte der Menschheit ist ein Gerichtsprozess, in dem Gott als Richter erscheint, aber auch als Angeklagter, als Verworfener. Die Kapitel Jesaja 40 – 55 erzählen uns von zwei großen Streitfragen: die eine zwischen Jahwe und der Welt und die andere zwischen Jahwe und Israel. Israel und die Völker werden zu einer Gerichtsverhandlung vorgeladen, in der die Hauptteilnehmer Jahwe, die Völker und Israel sind. Beide, die falschen Götter und ihre möglichen Zeugen (die Völker) sind aufgefordert, einen Fall vorzubringen. Ihre Unfähigkeit dazu erweist sich durch ihr Schweigen.

Da auf der Seite der Völker und ihrer Götter die Zeugen fehlen, wendet sich Jahwe an sein eigenes Volk und spricht es unmittelbar an: „Ihr seid meine Zeugen“ (Jes. 43, 10). Dass Gott Gott ist und der einzige Gott, das ist Israels Zeugnis, seine Mission als Knecht und das ist die Bedeutung seiner Erwählung. Israels Aufgabe, Israels Berufung ist es, als Gottes Zeuge unter den Völkern zu leben.

Es gibt noch einen zweiten Gerichtsprozess in diesen Kapiteln (Jes. 40 – 55): den zwischen Jahwe und seinem eigenen Volk (verschiedentlich Jakob, Israel, Zion etc. genannt).

Israels Klage, dass sein „Recht“ von seinem Gott missachtet wurde, ist nicht wahr. Jahwe ist ewig, der unermüdliche Schöpfer der ganzen Erde, die nie versiegende Quelle der Kraft, die seinen Anhängern zugänglich ist (40, 27 – 31). Israel denkt, dass es sich vergeblich bemüht hat (49,4) und klagt, dass Jahwe es vergessen hat (49,14); aber angesichts Gottes großer Liebe ist das unmöglich. Das nach Babylon verbannte Israel wurde wegen seiner Untreue gerichtet (43, 21 – 28), aber Jahwe kann es wieder zurückbringen. Er tut es, damit alle Menschen erkennen, dass er der Herr der Geschichte ist (41, 17 – 20).

2. Jesus, der treue und wahre Zeuge

Bibelstelle: 1. Timotheus 6, 12 – 14: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, wozu du berufen bist und bekannt hast das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen. Ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Christus Jesus, der unter Pontius Pilatus bezeugt hat das gute Bekenntnis, dass du das Gebot unbefleckt, untadelig haltest bis zur Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus...“ (vgl. Offenbarung 1,5; 3,14).

Vor dem Gericht von Pontius Pilatus steht Jesus, der Menschensohn und Gottessohn als Angeklagter. Die säkulare und die religiöse Welt, in Pontius Pilatus und Kaiphas verkörpert, stehen als Ankläger. Niemand steht für die Verteidigung. Aber im höheren Gericht Gottes steht der Menschensohn als der treue Knecht, der seine Worte mit seinem Blut besiegelt und durch seinen Gehorsam bis zum Tod die Bande von Tod und Hölle zerbricht.

3. Das Zeugnis des Heiligen Geistes

Bibelstelle: 1. Johannes 5, 6 – 11: „Der Geist ist der Zeuge, denn der Geist ist die Wahrheit“ (5,6).

Das Zeugnis des Geistes erscheint als Gottes Zeugnis, dass Jesus sein Sohn ist... Wenn Christen durch den Geist glauben, dass Jesus Gottes Sohn ist, tragen sie das Zeugnis Gottes in sich selbst. Der Inhalt von Gottes Zeugnis lautet: Gott hat uns das ewige Leben gegeben und dieses Leben ist in seinem Sohn (5,11); er will uns seine Erlösung, sein eigenes ewiges Leben geben: „Wer den Sohn hat, der hat das Leben. Wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben Nicht“ (5,12).

4. Die Zeugnis gebende Kirche

Bibelstelle: Apostelgeschichte 1, 1 – 11. Zu seinen Jüngern sagt der auferstandene Herr: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde“ (Apostelgeschichte 1,8).

Die Apostel waren Zeugen dessen, was Jesus während seines öffentlichen Wirkens gesagt und getan hat, und Zeugen seines Leidens und seiner Auferstehung. Sie konnten sein gesamtes Leben und sein dramatisches Lebensende in Jerusalem nur im Lichte der alten Schriften und unter der Leitung des Heiligen Geistes verstehen.

Aber wie kann die Kirche, wie können „wir“ Zeugen von Jesu Tod und Auferstehung sein, wenn wir keine Augenzeugen wie die Apostel sind? Nach dem Tod der ersten Generation der

Jünger und Apostel setzte sich das Zeugnis der Kirche auf eine andere Art fort. Die Kirche kann behaupten, dass sie „den Herrn gesehen hat“, da sie dem Zeugnis der Apostel glaubt. Das neue Zeugnis in der nachapostolischen Zeit und in den folgenden Generationen schloss die Treue gegenüber dem Zeugnis der Apostel ein. Unser Zeugnis beruht auf dem der Propheten und Apostel und ist in unseren Herzen durch den Heiligen Geist besiegelt.

Der Text von Apostelgeschichte 1,8 hat noch einen anderen wesentlichen Aspekt: Er legt die Fundamente der weltweiten Mission der Kirche (vgl. auch Matthäus 28, 18 – 20). Mit dem Tod und der Auferstehung Jesu kommt die Zeit, das Evangelium allen Völkern zu verkündigen. Christi Zeugen sollen hinausgehen und allen die gute Botschaft von Gottes Erlösungshandeln weitersagen – Juden, Griechen und den Barbaren. Die Kirche steht als einzige Zeugin zwischen der Welt und dem unbekanntem und abgelehnten Gott, der morgen der Richter der Welt sein wird.

Gott hat uns in Christus „das Geheimnis seines Willens wissen lassen, um seinen Ratschluss auszuführen, wenn die Zeit erfüllt wäre, dass alles zusammengefasst würde in Christus, was im Himmel und auf Erden ist“ (Epheser 1, 9f). Die Kirche muss ein lebendiges Zeugnis dafür sein, dass Gottes Ratschluss in der Welt erfüllt wird. Solange die Kirchen getrennt sind, verraten sie ihre eigentliche Mission in der Welt. Die neutestamentliche Kirche gab ihr Zeugnis nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. Diese Zeugnis gebende Kraft der Kirche wird zu einem großen Teil davon abhängen, dass sie wirklich Kirche ist – nämlich eine Gemeinschaft, in der Gott am Werke ist, in der sich die neue Qualität des Lebens selbst zu erkennen gibt, in der sich die Früchte des Geistes in Wort und Tat zeigen (Galater 5, 22-24).

5. Das biblische Zeugnis-Motiv – sein Wert und seine Bedeutung für unsere Welt

Erstens: Das Thema des Zeugnisses betont, wie wichtig die historischen Fundamente der christlichen Religion sind.

Zweitens: Das Thema des Zeugnisses passt besonders in unser skeptisches und hinterfragendes Zeitalter.

Drittens: Das treue Zeugnis zieht oft Leiden, Verfolgung und sogar ein Martyrium nach sich.

Schließlich ist das Thema des Zeugnisses für heutige Verkünder und Verbreiter der christlichen Botschaft wichtig. Sie sind mit Leib und Seele mit dem verbunden, was sie versuchen weiterzugeben (Apg. 4,20). Sie werden für die Wahrhaftigkeit ihres Zeugnisses zur Rechenschaft gezogen. Sie müssen nicht nur den reinen Tatsachen des Christus-Ereignisses, sondern auch deren Bedeutung gegenüber treu sein.

*Aus dem Englischen übersetzt
von Bärbel Link*



Die Trierer „Wolke von Zeugen“ (Hebräer 12,1)

Streiflichter aus der Kirchengeschichte Triers und des Trierer Landes

Karl-Adolf Bauer/Trier

Wer aufmerksam durch Trier geht, stößt in dieser ältesten Stadt Deutschlands und ihrer Umgebung wieder und wieder auf *Wegspuren* von Zeuginnen und Zeugen des Glaubens, die vor uns hier gelebt und gewirkt haben. Einige dieser vielen Namen will ich im Folgenden aufrufen und an das Glaubenszeugnis erinnern, das sie uns hinterlassen haben.

Trier – Deutschlands älteste Stadt

Trier gilt als die älteste Stadt Deutschlands: 17 vor Christus wurde sie unter Kaiser Augustus gegründet. Ihr Name „Augusta Treverorum“ zeigt an, dass sie zuvor schon Zentrum der keltischen Treverer im Gebiet zwischen Rhein und Maas gewesen ist. Gut 500 Jahre herrschten hier die Römer, nachdem sie die Kelten unterworfen hatten. Ihnen folgten die Franken. Diese haben die Stadt 275/276 überrannt und niedergebrannt. Im Zuge der Völkerwanderung wurde Trier im ausgehenden 4. und 5. Jahrhundert mehrmals von Germanen zerstört und gelangte Ende des 5. Jahrhunderts unter die Herrschaft der fränkischen Merowinger.

Die größte Bedeutung erlangte Trier durch die Reformen Kaiser Diokletians (284-305): Trier wurde Verwaltungszentrale des römischen Westens und zugleich Kaiserresidenz. Trier war damit das Zentrum des gesamten westlichen Viertels des Römerreiches und administrativ zuständig für ein Gebiet, das die gallischen, germanischen, britannischen und hispanischen Provinzen umfasste und dazu noch nordwestliche Teile von Marokko. Von dieser weitgespannten Bedeutung der Stadt zeugen noch heute die sog. „Kaiserthermen“ und die „Basilika“, erbaut als Palastaula des römischen Kaisers (seit 1856 „Evangelische Kirche zum Erlöser“). Kirchlich hat diese Bedeutung bis 1802 nachgewirkt: bis zu diesem Zeitpunkt gehörten die Bistümer Metz, Toul und Verdun zur Trierer Kirchenprovinz.

Die Trierer Kirche im 3. bis 8. Jahrhundert

Etwa seit der Mitte des 3. Jahrhunderts hat es wohl eine christliche Gemeinde in der Stadt gegeben - vermutlich mit einem Gemeindehaus und einen Bischof. *Eucharius* und *Valerius* sind die Namen der beiden ersten Bischöfe Triers. Sie führen die Bischofsliste des ältesten Bistums nördlich der Alpen an. In der Krypta der Basilika St. Matthias im Süden der Stadt stößt der Pilger auf ihre Gräber. Ihre Namen erinnern daran, dass der Weg des christlichen Glaubens in Trier nicht erst mit uns begonnen hat.

Alljährlich finden vom 4. bis 6. Oktober in der Kirche St. Paulin „Trierer Märtyrertage“ statt. Dahinter steht eine Tradition, wonach Trier in der Zeit der Herrschaft Diokletians und Maximians eine große Christenverfolgung erlebt haben soll, bei der zahllose Soldaten der Thebäischen Legion und führende Persönlichkeiten der Stadt, die sich zu Christus bekannten, hingerichtet worden seien. Bis heute werden die Gräber dieser Märtyrer in St. Paulin verehrt. Eine parallele, aber besser bezeugte Überlieferung gibt es auch in der nordfranzösischen Stadt Amiens. Die geschichtlichen Quellen der ausgehenden Römerzeit und des frühen Mittelalters bewahren jedenfalls keine authentische Erinnerung an eine Christenverfolgung in der Stadt. In der kirchlichen Tradition wird die Thebäische Legion erst im 11. Jahrhundert mit Trierer in Verbindung gebracht. Wie auch immer: die Märtyrertradition in St. Paulin stellt uns vor Augen, dass der Weg des Glaubens für die, die ihn gehen, zuzeiten gefährlich, ja, lebensgefährlich werden kann.

Überregionale Bedeutung erlangte die Trierer Kirche und mit ihr ihre Bischöfe im 4. Jahrhundert nach der Hinwendung **Konstantins** des Großen (306-337) zum Christentum. Nachdem der Kaiser 313 den Christen im sog. Toleranzedikt von Mailand die Religionsfreiheit gewährt

hatte, entstand auch in Trier ein Kirchenbau in Form einer Basilika, westlich der heutigen Liebfrauenkirche gelegen. Doch schon in den 30er Jahren des 4. Jahrhunderts wurde dieser Kirchenbau wesentlich vergrößert und zu einer aus vier Basiliken bestehenden Kirchenanlage ausgebaut, deren Nord-Ost - Basilika in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts abgerissen und mit einem noch heute erkennbaren Quadratbau als Kernbereich neu errichtet wurde.

Mit dem Dom verbunden ist auch der Name **Helenas**, der Mutter Konstantins. Der Legende nach soll sie dem Trierer Bischof **Agrius** ihren Palast geschenkt haben, an dessen Stelle die große antike Kirchenanlage errichtet wurde. 324 soll sie als eine der ersten Frauen ins Heilige Land gewallfahrtet sein, von wo aus sie den Heiligen Rock und die Gebeine des Apostels Matthias nach Trier mitgebracht haben soll. Das Matthiasgrab in der Basilika St. Matthias im Süden der Stadt ist Jahr für Jahr Ziel der Matthiaswallfahrt, bei der sich viele Christenmenschen auf ihren Zeugnisauftrag in der Welt besinnen. Das ungeteilte Gewand Christi, in der Heiltumkammer des Domes verwahrt, gilt bis heute als Zeichen der Einheit des Leibes Christi, um die im Trierer Pilgergebet gebetet wird. Dieses Christuskleid ist das Ziel vieler Pilger, die die Begegnung mit Jesus Christus suchen - zugleich Anlaß ökumenischer Begegnung und Besinnung.

Text Nr. 1:

„Jesus Christus, Heiland und Erlöser.
Erbarme Dich über uns und über die ganze Welt.
Gedenke Deiner Christenheit und führe zusammen,
Was sich getrennt hat. Amen.“

(Trierer Pilgergebet)

(4) Im Zuge seiner christenfreundlichen Politik berief Konstantin 317 den angesehenen christlichen Rhetor und Schriftsteller **Lactantius** als Erzieher seines Sohnes Crispus nach Trier. Der lange Jahre verfeimte, von der Verfolgung der Christen durch Kaiser Diokletian selbst betroffene Schriftsteller, der zu den lateinischen Kirchenvätern gezählt wird, bekam so die Möglichkeit in den Palästen Triers für den christlichen Glauben zu werben. In seinem Riesenwerk „Sieben Bücher göttlicher Unterweisung“ wendet er sich mit einer Apologie des christlichen Glaubens an gebildete Heiden und bietet zugleich noch schwankenden und unsicheren Mitchristen Glaubens- und Lebenshilfe.

Aufgrund der politischen Bedeutung Triers und im Gefolge der mit dem Namen Konstantins verbundenen Wende erlangte die Trierer Kirche eine hervorgehobene Bedeutung im römischen Reich: Die Trierer Bischöfe **Maximinus** und sein Nachfolger **Paulinus** schalteten sich in die großen theologischen Kontroversen des 4. Jahrhunderts ein. Diese entzündeten sich an der Frage nach dem Verhältnis Jesu zu Gott: War Christus gleichen Wesens mit Gott, dem Vater, „wahrer Gott vom wahren Gott“, wie das Konzil in Nicäa 325 bekannt hatte? Oder war er nur ein Gott ähnliches Geschöpf, das Vorbild für einen Gehorsam war, durch den jeder Gläubige wie Christus durch Adoption „Sohn Gottes“ werden kann, wie der Priester Arius lehrte? Diese Kontroverse musste sich in Alexandrien besonders zuspitzen, wo Arius Priester war und **Athanasios** als Bischof amtierte und das Bekenntnis von Nicäa (325) zur Geltung zu bringen versuchte.

Text Nr. 2:

„Da die Menschen Gott durch sein Wort nicht erkennen und dem Worte Gottes... nicht dienen wollten, so gefiel es Gott, seine Herrschaft in einem Menschen zu zeigen und alle an sich zu ziehen. Aber dies durch einen bloßen Menschen zu tun, ging nicht an, damit wir nicht, wenn wir einen Menschen zum Herrn haben, Menschenkult treiben. Deshalb wurde das Wort selbst Fleisch und nannte seinen Namen Jesus, und so machte ihn der Vater zum Herrn und Gesalbten, was

so viel heißen will als: er machte ihn, dass er Herr und König sei, damit im Namen Jesu ... jedes Knie sich beuge und auch wir den Sohn selbst als Herrn und König und durch ihn den Vater anerkennen.“

(Athanasios, Contra Arianos 2,16)

Da sich der Kaiser in diese Kontroversen eingeschaltet hatte, bot sich Trier als kaiserliche Residenzstadt zugleich als Schauplatz von theologischen und kirchenpolitischen Kontakten und Konflikten zwischen Kirche und Staat an. So wurde **Athanasios von Alexandrien** nach Trier verbannt, wo er in den Trierer Bischöfen überzeugte Vertreter der nicänischen Position fand. Später 353/54 widerfuhr dem Trierer Bischof **Paulinus** das gleiche Schicksal: Er wurde nach Phrygien verbannt, wo er 358 starb (Sein Leichnam wurde nach Trier gebracht und in St. Paulin begraben). Athanasios weilte zweimal in Trier: 335 bis 337 und dann noch einmal 343, wo er vor Kaiser Constans (wahrscheinlich in der „Basilika“?) seine Sache vertrat. In seinem 10. Osterfestbrief erzählt Athanasios den Gemeindegliedern in Alexandrien von dem Osterfest, das er als Verbannter inmitten der Trierer Gemeinde im noch im Bau befindlichen Dom gefeiert hat:

Text Nr. 3:

„Indem ich also alle meine Angelegenheiten Gott übergab, war ich bemüht, mit Euch das Fest zu feiern, wobei ich der Entfernung von Euch durchaus nicht achtete. Denn wenn uns auch der Ort trennt, so versammelt doch der Herr, der Geber des Festes und der (selbst) unser Fest ist, er, der auch Spender des Geistes ist, uns in Gedanken, in Eintracht und mit dem Band des Friedens. Wenn wir nämlich dasselbe sinnen und denken und dieselben Gebete füreinander aufsteigen lassen, trennt uns der Ort nicht, sondern der Herr versammelt und verbindet uns.....“

(Athanasios, 10. Osterfestbrief)

Viel spricht dafür, dass **Athanasios** die Zeit der Verbannung in Trier fernab von den täglichen Amtspflichten dazu genutzt hat, theologisch zu arbeiten und vermutlich auch theologische Abhandlungen zu schreiben. Höchst wahrscheinlich hat er der Trierischen Kirche neben seinen theologischen Auffassungen auch erste Informationen über das ägyptische Mönchtum und dessen eindrucksvollen Vertreter Antonius vermittelt. Jedenfalls wurde die Lebensbeschreibung des Antonius („Vita sancti Antonii“) auch in Trier gelesen und auch befolgt, wie frühe Spuren mönchischen Lebens in Trier und seiner Umgebung belegen.

Text Nr. 4:

„Nach dem Tod der Eltern stand Antonius mit seiner Schwester allein. Er war noch nicht ganz 18 oder 20 Jahre alt und musste für das Haus und seine Schwester sorgen.

Sechs Monate nach dem Tod seiner Eltern ging er (eines Tages) nach seiner Gewohnheit zur Kirche und überlegte auf dem Weg, im Geist gesammelt, warum die Apostel alles verließen und dem Herrn folgten und warum die Gläubigen in der Apostelgeschichte ihre Habe verkauften und den Aposteln zu Füßen legten. Dabei erwog er auch, welche große Hoffnung ihrer im Himmel wartete. Mit diesen Gedanken trat er in die Kirche ein, und es traf sich, dass gerade das Evangelium vorgelesen wurde, und er hörte, wie der Herr zu dem Reichen sagte: <Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!>

Es war dem Antonius, als erinnere ihn seine göttliche Eingebung an die Heiligen und als sei die Lesung für ihn bestimmt. Da ging er sofort aus

der Kirche und gab, was er von den Eltern besaß, den Leuten im Dorf, sodaß es ihm und seiner Schwester nicht zum Hindernis werden konnte. Auch alles bewegliche Gut, das sie hatten, teilte er an die Armen aus. Nur wenig behielt er für sich und seine Schwester.Seine Schwester übergab er bekannten und zuverlässigen Jungfrauen zur Erziehung. Er selbst widmete sich in seinem Haus der Askese und führte beharrlich ein Leben der Heiligung. ...Nun arbeitete er mit seinen Händen, weil er hörte: <Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!> Den Ertrag verwendete er für seinen Lebensunterhalt und für die Bedürftigen. Er betete beständig, weil er gelernt hatte, man müsse ohne Unterlaß beten. Er las mit solcher Aufmerksamkeit, dass bei ihm das Gedächtnis die Bücher ersetzte. Alle Dorfbewohner und alle Freunde des Guten, mit denen er verkehrte, nannten ihn einen Gottesfreund, weil sie sahen, was für ein Mensch er war. Die einen begrüßten ihn als Sohn, die anderen als Bruder.“
 (Athanasios, Vita sancti Antonii Cap. 2-4)

Indirekt gehört ein Bericht von der Begegnung mit dem frühen Mönchtum in Triers unmittelbarer Umgebung zu den entscheidenden Anstößen für die Bekehrung des Aurelius Augustinus.

Text Nr. 5:

Augustinus erzählt von dem Besuch „eines gewissen Ponticianus, ein Landsmann von uns, da Afrikaner, der in hochangesehener Stelle bei Hofe diente. Ich weiß nicht mehr, was er von uns wollte...“ Ponticianus „erzählte er sei – ich weiß nicht wann, jedenfalls in Trier – mit drei weiteren seiner Kameraden in die an die Stadtmauern angrenzenden Gärten zum spazieren hinausgegangen, während der Kaiser durch das nachmittägliche Circusspiel festgehalten wurde. Und während sie dort zufällig paarweise gingen, er mit einem anderen und ebenso die beiden anderen für sich, hätten sie in dieser Weise verschiedene Richtungen eingeschlagen. Jene aber seien bei ihrem Herumstreifen auf ein kleines Haus (casa) gestoßen, in dem einige arme Diener wohnten, arm im Geiste, derer das Himmelreich ist, und hätten dort ein Buch gefunden, in dem das Leben des Antonius beschrieben war. Einer von ihnen begann zu lesen, zu staunen, sich zu entzünden und schon beim Lesen den Gedanken zu fassen, eine ebensolche Lebensweise zu ergreifen und den weltlichen Dienst zu verlassen und dir(Christus) zu dienen. Sie gehörten nämlich zu denen, die als Geheimagenten bezeichnet werden. Daraufhin plötzlich von heiliger Liebe erfüllt und in besonner Scham sich selbst zürnend, richtete er die Augen auf seinen Freund und sprach zu ihm: <Sag mir bitte, wohin wollen wir mit all unseren Anstrengungen gelangen? Was suchen wir? Warum versehen wir unseren Dienst? Können wir am Hofe etwas Größeres erhoffen, als Freunde des Kaisers zu sein? Und was ist dort nicht zerbrechlich und voller Gefahren? Und durch wie viel Gefahren hindurch gelangt man dort nicht zu noch größerer Gefahr? Und wann erreicht man das Ziel? Ein Freund Gottes jedoch werde ich, wenn ich will, auf der Stelle>. So sprach er...erschüttert von den Geburtswehen eines neuen Lebens....
 (Aurelius Augustinus, Confessiones“ VIII 6,14-15)

Es war das Jahr 386, als Ponticianus in Mailand Augustinus von der Bekehrung seiner beiden Gefährten in dem kleinen Haus der Trierer Mönche draußen vor der Stadt erzählte. Ponticianus dürfte etwa zur Regierungszeit Gratians oder des Magnus Maximus, also vor 383, in Trier im kaiserlichen Dienst gestanden haben. Seine Erzählung belegt, dass schon im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts das Buch des Athanasios über das Leben des Antonius und mit ihm die Lebensweise der Gottesfreunde in der Trierischen Kirche ein Echo gefunden hatte.

Im Jahr 367 weilte **Hieronymus** im Rahmen einer Reise durch Gallien in Trier. Hier entscheidet er sich für eine Art der geistlichen Lebensform, die dem Kirchenvater Ruhe und Unabhängigkeit für seine Studien und die Pflege von Freundschaft und Austausch geistiger und geistlicher Interessen bieten sollte. Mit seiner Revision des lateinischen Bibeltextes, mit der ihn Papst Damasus beauftragte, hat Hieronymus eine kirchliche Pionierleistung vollbracht. Für seine Übersetzung des Alten Testaments hielt er sich an den hebräischen Urtext und die neutestamentlichen Bücher revidierte er nach den ihm greifbaren Handschriften. So wurde er zu einem der Wegbereiter einer schriftbezogenen Theologie und Frömmigkeit.

Text Nr. 7:

Hieronymus will den Christen Lust an Gottes Wort vermitteln:

„Heißt es nicht schon den Himmel auf dieser Erde besitzen, wenn man zwischen solchen Schriften leben, sie betrachten, sie allein studieren, sie allein durchforschen darf? Du wirst ja doch keinerlei Anstoß nehmen an der Einfachheit und Schlichtheit des Ausdrucks, wie er in den Heiligen Schriften begegnet, der sich zum Teil zurückführt auf die Unzulänglichkeit der Übersetzer, zum Teil aber auf die Absicht, auch einer ungebildeten Gemeinde Belehrung zu bringen, so dass der Gebildete und der schlichte Mann ein und dieselbe Stelle jeder in seiner Weise auffassen kann.

Ich bin keineswegs so anmaßend oder stumpfsinnig, dass ich mir schmeichle, die ganze Schrift zu verstehen und ihre Früchte auf Erden sammeln zu können, wo doch ihre Wurzeln in den Himmel gewachsen sind. Aber ich bekenne, dass ich sie gern verstehen und mich hindurcharbeiten möchte. Nicht dein Lehrer will ich sein, aber mit Freuden dein Gefährte. Dem, der bittet, wird gegeben, dem Klopfenden wird aufgetan, der Suchende findet. Wohlan, sichern wir uns auf Erden eine Kenntnis, die uns auch im Himmel bleiben wird!“

(Hieronymus, Brief an Paulinus 53,10)

Im Jahr 384 wurde Trier zum Schauplatz des ersten Ketzerprozesses der Kirchengeschichte, der mit Todesurteilen endete. Worum ging es? Auslöser war der reiche und hochgebildete Hispanier **Priszilian**, der für ein strenges, asketisch ausgerichtetes Leben in der Nachfolge Jesu eintraut. Anhänger fand er damit im Volk, beim Klerus, selbst bei Bischöfen. Doch hatte er entschiedene Gegner, die sich gegen diese elitäre Form christlichen Glaubens wandten und Priszilian als Anhänger des leibfeindlichen Manichäismus brandmarkten, der schon seit Diokletian strafbar war. Zu den schärfsten Gegnern Priszilians gehörten einige hispanische Bischöfe, die beim Trierer Bischof Britto Unterstützung suchten. So kam es 384 zu jener seltenen, in der Geschichte der Kirche bis dahin noch nicht dagewesenen Situation, dass vor dem Thron des Kaisers in Trier – also wohl in der heutigen „Konstantin – Basilika“ – Bischöfe auftraten, um gegen Priszilian und seine Anhänger Todesurteile wegen Manichäismus und Magie zu erwirken. An diesem Punkt des Geschehens traten **Ambrosius von Mailand** und **Martin von Tours**, beide damals in Trier weilend, auf. Sie sprachen sich, trotz ihrer Ablehnung der Lehre Priszilians, entschieden dagegen aus, ihm und seinen Anhängern einen Prozeß

zu machen, der zu Todesurteilen führen sollte. Falsche Lehre und Ketzerei sollten allein mit dem Wort Gottes überwunden werden, nicht aber mit Mitteln der Gewalt und schon gar nicht mit Hilfe des staatlichen Armes. Damit nahmen sie eine Position ein, die später von den Reformatoren im Augsburger Bekenntnis 1530 (Artikel 28) vertreten wurde: „Ohne menschliche Gewalt, allein durch Gottes Wort“ („sine vi, sed verbo“) solle Lehre beurteilt und verworfen und Menschen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden! Ambrosius und Martin verließen Trier in der Annahme, durch ihren beherzten Einsatz vor dem Kaiser die Todesstrafe von den Priszilianern abgewendet zu haben. Doch sie hatten sich getäuscht. Nach ihrer Abreise unternahmen die Gegner erneut einen Vorstoß, der diesmal zu Erfolg führte: die Angeklagten wurden gefoltert, Geständnisse erpresst. Am Ende ergingen Todesurteile gegen Priszilian und seine Anhänger. Sie wurden Anfang 385 mit dem Schwert hingerichtet – in Trier wahrscheinlich auf dem Forum (heute etwa der Bereich „Viehmarkt“) oder im Amphitheater. Ein böser Anfang war gemacht, Anschlussprozesse folgten. Im Westen des Reiches führte dieses Vorgehen zu schlimmen Zerwürfnissen unter den Bischöfen und zu einer bis ans Ende des 4. Jahrhunderts währenden Belastung des Trierer Bischofsstuhles. Aber die Folgen dieses Bluturteils reichen weiter – bis hin zu den Ketzer- und Hexenprozessen der Neuzeit. Ein anderer Aspekt ist freilich ebenfalls zu bedenken, immer wieder aktuell und bis heute nicht gelöst: der Konflikt unter Christen zwischen denen, die sich einer konsequenten Nachfolge Jesu verschrieben haben, und der „Normalität“ der Mehrheit, die unter den Bedingungen der jeweiligen Zeit nach vertretbaren Kompromissen sucht. Auch die Kirche des 4. Jahrhunderts musste in diesem Konflikt ihren Weg suchen. Manche ihrer Vertreter haben sich dabei des unerbittlichen Kriminalrechtes des spätrömischen Staates bedient. Andere wie Ambrosius und Martin dagegen sind zu Anwälten des Rechtes Christi geworden – wegweisend für die Kirche an allen Orten und zu allen Zeiten!

Martin von Tours ist 386 nochmals nach Trier gekommen, um sich für politisch verfolgte Anhänger des gestürzten Kaisers Gratian bei dessen Nachfolger zu verwenden. V. a. aber wollte er den derzeitigen Westkaiser Maximus daran hindern, Schergen zwecks Verfolgung von Christen und Häretikern zu entsenden. Dabei wurde Martin von der Sorge geleitet, dass mit den Ketzern auch solche getroffen werden könnten, die mit Ernst Christen sein wollen! Bei seiner Ankunft in Trier hatte Martin zunächst die Abendmahlsgemeinschaft mit jenen in Trier versammelten Bischöfen verweigert, die für den Tod Priszilians und seiner Anhänger verantwortlich waren. Schließlich willigte er doch in die Kommunion mit den gegnerischen Bischöfen ein, weil er glaubte mit diesem „Entgegenkommen“ die Entsendung von Häschern durch den Kaiser verhindern zu können. Am Tag der Bischofsweihe des **Felix** trat Martin im Trierer Dom in die Mahlgemeinschaft der dort versammelten Bischöfe ein, weigerte sich jedoch trotz deren Drängen, diesen Schritt durch eine Unterschrift unter eine entsprechende Erklärung zu bekräftigen. Als er merkte, dass er getäuscht worden war und man doch Häscher ausgesandt hatte, reiste er am gleichen Tag nach der Bischofsweihe ab und nahm bis zu seinem Lebensende „an keiner Synode mehr teil und hielt sich von jeder Zusammenkunft der Bischöfe fern.“

Text Nr. 8:

Sulpicius Severus, der Biograph Martins, erzählt:

„Sobald Martin erfahren hatte, dass der Kaiser Häscher nach denen ausgesandt hatte, „für die Martin Fürbitte eingelegt hatte...“

eilte er noch zur Nachtzeit rasch in den Palast (des Kaisers). Er versprach die Gemeinschaft (mit den Bischöfen) wieder aufzunehmen für den Fall, dass Schonung gewährt würde und auch die Tribunen zurückgerufen würden, die schon nach Spanien zum Verderben der dortigen Kirchengemeinden abgegangen waren. (Kaiser) Maximus ge-

währte unverzüglich alles. Auf den folgenden Tag war die Weihe des Bischofs Felix anberaumt. Dieser wahrhaft heilige Mann hätte verdient in besseren Zeiten Bischof zu werden. An diesem Tag trat Martin in Gemeinschaft mit den Bischöfen; er hielt es für besser, für kurze Zeit nachzugeben, als die ihrem Schicksal zu überlassen, über deren Nacken schon das Schwert schwebte. Indes, so sehr auch die Bischöfe in ihn drangen, jene Gemeinschaft mit seiner Unterschrift zu bekräftigen, hierzu ließ er sich nicht bewegen. Andern Tages brach er rasch auf. Während seiner Heimreise seufzte er voll Betrübniß darüber, dass er, wenn er auch nur kurze Zeit, sich in eine so verderbliche Gemeinschaft eingelassen habe. Es war nicht weit von dem Orte, der *Anderthanna* (in Luxemburg gelegen) heißt; hier führte der Weg durch endlose Waldeinsamkeiten.

Martin setzte sich nieder, seine Begleiter waren etwas vorausgegangen; er dachte über die Ursache des betrübenden Vorkommnisses nach; bald warfen ihm seine Gedanken Schuld vor, bald sprachen sie ihn frei. Plötzlich stand ein Engel vor ihm und sprach: <Martin, mit Recht verurteilen dich Gewissensbisse; allein es gab für dich keinen anderen Ausweg. Fasse wieder Mut, werde wieder fest, sonst kommt nicht deine Ehre, sondern dein Seelenheil in Gefahr.> Von jener Zeit an hütete er sich sehr, sich je wieder in der Partei des Ithacius (des Anführers der Bischöfe für den Einsatz staatlicher Gewalt gegen Ketzer) einzulassen. Doch da er einige Besessene langsamer als sonst und mit geringerer Wunderkraft geheilt hatte, bekannte er uns öfter mit Tränen, wegen seiner verderblichen Gemeinschaft, zu der er sich für einen Augenblick aus Not, nicht aus Überzeugung herbeigelassen habe, fühle er eine Verringerung der Wunderkraft. Sechzehn Jahre lebte er noch nachher; er nahm an keiner Synode mehr teil und hielt sich von jeder Zusammenkunft der Bischöfe fern.“

(Sulpicius Severus, Dialogi III, 13)

Das Großherzogtum Luxemburg wird im Osten von der Sauer begrenzt. An ihrem Lauf liegt Echternach. Dort steht die romanische Basilika, in deren Krypta des Leib des **Willibrord** ruht. Willibrord wurde 658 in Northumberland geboren, in Irland zum Missionar ausgebildet, um 690 mit 11 Gefährten auf die Reise nach Holland zu gehen. Er wurde Bischof von Utrecht, das für ihn Ausgangspunkt seiner Reisen zu den Friesen war. Als weiteren Stützpunkt für seine Arbeit gründete er, unterstützt von **Irmina** in Trier, 698 im Trierer Land die Abtei Echternach. Die Abtei Echternach, der Willibrord einige Zeit als Abt vorstand, wurde bald eines der wichtigsten Klöster des Frankenreiches, zumal ihm eine bedeutende Missionsschule angegliedert war.

An der Mosel in Trier – etwa in der Mitte zwischen der Römerbrücke und der Kaiser Wilhelm – Brücke – liegt das Areal des Nonnenklosters St. Irminen, das seit 1805 zu den „Vereinigten Hospitien“ gehört. In den Ruinen der römischen Speicherhallen (Mauerreste sind heute noch im sog. „Römersaal“ erkennbar) errichtete Bischof **Modald** im 7. Jahrhundert ein Frauenkloster. Seine Schwester **Modesta** leitete als erste Äbtissin dieses Kloster Oeren (abgeleitet von dem lateinischen Wort „horrea“ für „Speicherhallen“). Nachfolgerin wurde die aus fränkischem Geschlecht stammende **Irmina**, die als Witwe und Mutter mehrerer Kinder in das Kloster eingetreten war. Sie wurde Mitbegründerin der Abtei Echternach. Bis heute ist der Bereich St. Irminen ein Ort, an dem seit mehr als 1300 Jahren Diakonie und Caritas geübt werden.

Irminas Tochter **Adula** stiftete und leitete das Kloster Pfalzel, moselabwärts vor Trier gelegen. Dort lernte **Bonifatius** 722 ihren Enkel **Gregor** kennen und nahm ihn als seinen Schüler mit auf seine Missionsreisen. Gregor leitete nach dessen Märtyrertod 754 die Friesenmission und das Bistum Utrecht.

Mit der Porta Nigra, dem römischen Wahrzeichen der Stadt Trier verbindet sich der Name des aus dem Osten stammenden Eremiten **Simeon**. Letztlich ist es ihm zu verdanken, dass dieses römische Stadttor erhalten blieb und nicht wie die meisten anderen Römerbauten als Steinbruch benutzt wurden. Im Ostturm der Porta nämlich hatte sich der griechische Eremit Simeon, der als Reisebegleiter und Freund des Trierer Erzbischofs Poppo von Babenberg hierher gekommen war, als Eremit einmauern lassen. Vom Volk hoch verehrt wurde er schon bald nach seinem Tod heilig gesprochen. 1036 wurde dann das Tor durch den Anbau einer Apsis in eine Doppelkirchenanlage umgewandelt und es entstand eine Klerikerstift, das bis zur Zeit Napoleons Bestand hatte. Simeon war so etwas wie ein Grenzgänger zwischen der Kirche des Osten und des Westens und gilt bis heute als Brückenbauer zwischen beiden Flügeln der Kirche. Nicht zuletzt orthodoxe Christinnen und Christen, die nach Trier kommen, fragen nach ihm.

Die Trierer Kirche im 16. und 17. Jahrhundert

Am 29. August 1558 schreibt der Genfer Reformator Johannes Calvin einen Brief an den Trierer Ratsherrn Peter Sirk. Aus diesem Brief geht hervor, dass es in Trier Bürger gab, die der Reformation aufgeschlossen gegenüberstanden. Ja, es scheint sogar schon zu einer Art evangelischer Gemeindebildung gekommen zu sein. Was war geschehen?

Caspar Olevian, 1536 in Trier als Sohn eines Bäckers geboren, hatte nach dem Besuch der Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben in seiner Vaterstadt in Paris, Orleans und Bourges Rechtswissenschaften studiert. Doch 1556 hatte er in Todesnot gelobt, sich auch dem Studium der Theologie und der Ausbreitung des Evangeliums zu widmen, wenn er, der sich in großer Gefahr befand, mit dem Leben davonkäme. Über-gütige Studenten hatten auf einem Fluß bei Bourges ihren Kahn zum Kentern gebracht und waren dabei ertrunken. Olevian hatte vom Ufer aus den Unfall gesehen und war bei dem Versuch, zu helfen, selbst in Lebensgefahr geraten. Im März 1558 reist er nach Genf, um bei Johannes Calvin Theologie zu studieren. Vermutlich war er schon in Bourges mit einer evangelischen Gemeinde in Berührung gekommen. Calvin erzählt er wohl auch von den evangelischen Neigungen unter Bürgern seiner Heimatstadt, zu denen auch der erste Bürgermeister Johann Steuß gehörte.

Im Juni 1559 kehrt er als Lateinlehrer nach Trier zurück, beginnt dann mit öffentlicher evangelischer Predigt. Durch seine kraftvollen und mitreißenden Predigten steigert sich der Zulauf zu der noch kleinen evangelischen Gemeinde so gewaltig, dass binnen kurzem sich etwa ein Drittel der Bevölkerung zur evangelischen Gemeinde hält. Eine Mehrheit des Rates und der Zünfte verbot daraufhin Olevian das Predigen in städtischen Räumen, nicht aber im Jakobs-spitalchen. Das taten jedoch alsbald die Räte des Bischofs mit der vom Reichsgericht bestätigten Begründung, Trier sei keine Reichsstadt und habe sich daher in Religionsfragen dem Entschcheid des Bischofs zu fügen. Olevian wurde zusammen mit einigen Trierern Protestanten gefangen gesetzt. Auf das Eintreten evangelischer Reichsstädte und Fürsten für ihre gefährdeten Glaubensgenossen hin wurden sie freigelassen unter der Auflage, entweder zum rechtmäßigen römisch-katholischen Glauben zurückzukehren oder aber die Stadt zu verlassen. Daraufhin kam es zum Auszug vieler Protestanten aus der Stadt, sodaß Trier binnen kurzem „Protestanten-frei“ war. Reisende evangelische Christen durften sich fortan mit behördlicher Genehmigung nur drei Tage in der Stadt aufhalten.

Erst am 31. Oktober 1817, dem Gedenktag der Reformation, konnte die evangelische Gemeinde Trier neu gegründet werden. Nachdem die Gemeinde einige Jahre ihre Gottesdienste in der Jesuitenkirche gefeiert hatte, übergab der preußische König Friedrich Wilhelm IV. 1856 der evangelischen Gemeinde die einstige Palastaula des römischen Kaisers als „Evangelische Kirche zum Erlöser“ mit dem Recht zur Nutzung „auf ewige Zeiten“.

Caspar Olevian folgte einem Ruf des Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg, wo er als Professor der Theologie und als Stadtpfarrer wirkte. In dieser Zeit arbeitete er mit an der Neuordnung des pfälzischen Kirchenwesens und an dem 1563 erschienenen sog. „Heidelberger Katechismus“, der weltweit ungezählten reformierten Christenmenschen Orientierung im Glauben vermittelt hat und heute noch vermittelt. Olevian trat später als Gründer der Hohen Schule in Herborn hervor, die sich einen europaweiten guten Ruf als Universität erwarb. Olevian starb 1587 in Herborn und liegt in der dortigen Kirche begraben.

Text Nr. 9:

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?
Daß ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir,
sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.
Er hat mit seinem teuren Blut
für alle meine Sünde vollkommen bezahlt
und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst;
und er bewahrt mich so,
dass ohne des Willen meines Vaters im Himmel
kein Haar von meinem Haupt kann fallen,
ja, dass mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß.
Darum macht er mich auch durch seinen Heiligen Geist
des ewigen Lebens gewiß und von Herzen willig und bereit,
ihm forthin zu leben.“ (Heidelberger Katechismus von 1563, Frage 1)

In der Jesuitenkirche, der Kirche des Priesterseminars, begegnet der Besucher dem Grab des **Friedrich Spee**. Wer war dieser Zeuge Jesu?

1591 in Kaiserswerth am Rhein geboren trat er 1610 in das Noviziat der Jesuiten in Trier ein. Nach seiner Priesterweihe 1622 in Mainz unterrichtete er an Gymnasien in Speyer, Worms, Mainz und Köln und lehrte Theologie in Paderborn, Köln und Trier. An allen diesen Orten wirkte er stets auch als Seelsorger. So starb er am 7. August 1635 in Trier an einer Seuche, an der er sich bei der Pflege von Verwundeten und Kranken angesteckt hatte. Seine letzte Ruhestätte fand er in einer Gruft unter der Jesuitenkirche.

Als Dichter trägt er wegen seiner Liedersammlung „Trutz-Nachtigall“ einen großen Namen. Sie gilt als die bedeutendste katholische Barockdichtung in deutscher Sprache. Spee schrieb seine Lieder, damit Gott auch „in deutscher Sprache seine Sänger und Poeten hätte, die sein Lob und Namen ebenso kunstvoll und poetisch als andere in anderen Sprachen singen und verkünden könnten“. Viele seiner Lieder sind zu regelrechten Volksliedern geworden, z.B. sein Adventslied „O Heiland, reiße die Himmel auf“ oder sein Weihnachtslied „Zu Bethlehem geboren“. Sie sind heute sowohl in evangelischen als auch in katholischen Gesangbüchern zu finden.

Mit seinem „Gülden Tugendbuch“, dem ersten eigens für Frauen geschriebenen Andachtsbuch, ging es ihm um eine Anleitung zur Übung des Glaubens und der Liebe. Der evangelische Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz preist es als wahrhaft göttliches Buch und möchte es am liebsten in den Händen aller Christen sehen.

Gegen die Hexenprozesse, die auch in Trier wüteten, und gegen die Folter stritt Spee mit seinem Buch „Cautio criminalis (1631/32). Die anonyme Veröffentlichung ohne Genehmigung seines Ordens verstieß zwar gegen die Regeln; aber Spee folgte damit seinem Gewissen, dass

die Unmenschlichkeit der Prozesse nicht schweigend hinnehmen wollte. Seine Argumente dienten bald anderen Prozessgegnern, auch außerhalb Deutschlands, und haben wesentlich zur Überwindung des furchtbaren Hexenwahns beigetragen. In Spees Leben verbinden sich das Zeugnis für den dreieinigen Gott glaubhaft und überzeugend mit seinem Einsatz für den Menschen und seine Würde.

Text Nr. 10:

„Schön ist die Sonn, schön ist der Mond,
Auch schön der Morgensterne:
Doch schau ich dich, o Gottes Sohn,
Noch tausendmal so gerne.“

(Friedrich Spee, Güldenes Tugendbuch 2,16)

„Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein, das hab ich auserkoren,
sein eigen will ich sein. Eia, eia, sein eigen will ich sein.
In seine Lieb versenken will ich mich ganz hinab; mein Herz will
ich ihm schenke und alles, was ich hab, eia, eia, und alles,
was ich hab.“

(Aus einem Weihnachtslied F. Spees, Evangelisches Gesangbuch 32,1und2)

Zeugnis für Christus zwischen 1933 und 1945

Die Machtergreifung Adolf Hitlers 1933 hatte einschneidende Folgen für die christlichen Kirchen in Deutschland. In der evangelischen Kirche schlossen sich auf der Bekenntnissynode in Barmen 1934 Pfarrer und Gemeinden zusammen, die sich gegen die von den Nationalsozialisten beherrschte und gleichgeschaltete Reichskirche wandten – bis hin zur Bildung illegaler Gemeinden. Schon am Vorabend des sog. „Dritten Reiches“ hatte Dietrich Bonhoeffer 1932 in einer Predigt vorausgesehen, „dass auch für unsere Kirche wieder Zeiten kommen werden, wo Märtyrerblut gefordert werden wird“. Protestanten und Katholiken haben von 1933 bis 1945 gemeinsam Zeiten erlebt, in denen einzelne Glieder ihrer Kirchen zu Märtyrern wurden. Ein wahrhaft ökumenisches Vermächtnis, von dem Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ geschrieben hat: „Vereint in der... Hingabe ihres Lebens für das Reich Gottes sind diese unsere Brüder und Schwestern der bedeutendste Beweis dafür, dass in der Ganzhingabe seiner selbst an die Sache des Evangeliums jedes Element der Spaltung bewältigt und überwunden werden kann.“ Viele Namen aus der römisch-katholischen und aus der evangelischen Kirche wären hier zu nennen! Hier soll nur an zwei evangelische Märtyrer aus dem Trierer Umland erinnert werden.

1. Ostermorgen auf dem Appellplatz des Konzentrationslagers Buchenwald. Zwanzigtausend Häftlinge sind zum Befehlsempfang in ihren Sträflingskleidern angetreten. Kommandos der SS - Wachmannschaften ertönen. Nummern werden aufgerufen. Da hinein schreit eine Stimme aus einer Einzelzelle durchs Fenstergitter, dass es alle auf dem weiten Appellplatz hören können, Häftlinge und Gefängniswärter: „So spricht der Herr: Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Das geschah nicht nur an diesem Ostermorgen, sondern mit jeweils wechselnden Worten an jedem Morgen neu, bis die Stimme dieses Zeugen **Paul Schneider** zum Schweigen gebracht war. Denn jedes Mal, wenn er ein geistliches Trostwort verkündigt hatte, trafen den „Prediger von Buchenwald“ furchtbare Schläge, die er nur als Teilhabe am Leiden Christi zu ertragen vermochte. Ein Zeuge berichtet: „Mehr als einige Sätze konnte er nie sprechen. Dann klatsch-

ten schon die Prügel der Bunkerwärter auf ihn nieder, oder ein Faustschlag schmetterte seinen zermarterten Körper in eine Ecke des Bunkers. Mit seinem starken Willen und seiner unbeugbaren Härte wurde auch brutale Gewalt nicht fertig. Mehr als einmal schleuderte er dem gefürchteten Lagerkommandanten den furchtbaren Vorwurf ins Gesicht: < Sie sind ein Massenmörder! Ich klage Sie an vor dem Richterstuhl Gottes! Ich klage Sie an des Mordes an diesen Häftlingen! >, und er zählte ihm die Namen der Opfer auf, die in den letzten Wochen ihr Leben lassen mussten.“ Viele Häftlinge – Christen und Nichtchristen – wurden nach eigenem Zeugnis durch die kurzen eindringlichen Worte Paul Schneiders vor dem Selbstmord bewahrt; viele gewannen in ihrer völlig ausweglosen Lage neue Kraft zum Leben. Mancher mitleidige Gefangene trat wohl an das Bunkerfenster dieses Rufers und riet ihm wohlmeinend, sich zu schonen. Aber er antwortete dann: „Ich weiß, wozu ich hier bin.“ War ihm doch bei seiner Einführung in seiner letzten Gemeinde auf dem Hunsrück in Dickenschied und Wolrath das verpflichtende Wort mit auf den Weg gegeben worden: „*Du sollst mein Prediger bleiben!*“ (Jeremia 15,19)

Paul Schneider war 1897 in Pferdsfeld bei Bad Kreuznach als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Als Konfirmationsspruch hatte er das Wort Jesu erhalten: „*Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeugen soll*“ (Johannes 18,37). Nach dem Notabitur wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Trotz schwerer Verwundung musste er bis Kriegsende Soldat bleiben. Nach dem Theologiestudium absolvierte er ein Industriepraktikum als Arbeiter am Hochofen in Dortmund. Die Arbeiter betrachteten ihn als einen der ihren und wollten ihn nicht fortlassen. Nach kurzer Tätigkeit in der Berliner Stadtmission wurde er Vikar bei seinem Vater in Hochelheim und dort auch ordiniert. Im Januar 1926 wählte ihn die Gemeinde einstimmig zum Nachfolger seines mittlerweile verstorbenen Vaters. Doch bald kam es mit Teilen der Gemeinde zu Konflikten wegen der herkömmlichen Abendmahlspraxis, bei der Schneider die notwendige Ehrfurcht und Bereitschaft, sein Leben von Christus bestimmen zu lassen, nicht gewahrt sah. Diese innergemeindlichen Konflikte vermischten sich mit dem beginnenden Kirchenkampf zwischen der Bekennenden Kirche und den „Deutschen Christen“, gegen deren Verbindung von christlichen Inhalten mit nationalsozialistischer Ideologie sich Schneider wandte.

Aufgrund dieses Konfliktes wurde er nach Dickenschied versetzt. Doch dort wurden die politischen Auseinandersetzungen noch härter. Als der nationalsozialistische Kreisleiter bei einer Beerdigung den Verstorbenen in den „himmlischen Sturm Horst Wessels“ versetzte, widersprach ihm Schneider öffentlich: Es gab einen Eklat; Schneider wurde eine Woche lang in „Schutzhaft“ genommen. Nach der Entlassung hörten die Schwierigkeiten nicht auf. Schneider und das Presbyterium verweigerten die Beflaggung der Kirchen und das Läuten der Glocken am Wahlsonntag 1936. Schneider warnte öffentlich vor dem NS-Regime. Als das Presbyterium einen nationalsozialistischen Lehrer, der die biblische Botschaft und die zentralen Inhalte des christlichen Glaubens öffentlich ablehnte, vom Abendmahl ausschloß, wurde Schneider wiederum – diesmal 8 Wochen lang – in „Schutzhaft“ genommen und anschließend aus dem Rheinland ausgewiesen. Doch Schneider hielt sich seiner Gemeinde gegenüber verpflichtet. Eine abermalige Verhaftung am 3. November 1937 war die Folge. Da er sich weigerte seine Gemeinde zu verlassen, wurde er nach einigen Wochen Haft in Koblenz in das KZ Buchenwald eingeliefert, wo er selbst bei schwerstem Arbeitseinsatz zum guten Engel seiner Mithäftlinge wurde. Am 1. Mai 1938 sollte er vor der gehissten Hakenkreuzfahne die Mütze abnehmen. Schneider weigerte sich: Er sah in dieser Fahne das Sinnbild eines antichristlichen Götzendienstes. Daraufhin wurde er geschlagen und in Einzelhaft gebracht, in der er bis zu seinem Tod verbleiben musste. Am 18. Juli 1939 wurde er vom Lagerarzt vorsätzlich durch eine überdosierte Strophantinspritze und eine darauf folgende intensive Lichtbestrahlung getötet.

Frau Schneider, die seinen Weg mit Mut und Tapferkeit begleitet hatte, durfte ihren Mann in Buchenwald noch einmal sehen. Der Leichnam war aufgebahrt und geschminkt; man hatte

ihm eine Perücke aufgesetzt. Mehrfach versiegelt wurde der Sarg auf den Hunsrück überführt. Am 21. Juli 1939 konnte der Gedächtnisgottesdienst und das Begräbnis in Dickenschied unter großer Beteiligung der ganzen Gemeinde und der Bekennenden Kirche ganz Deutschlands gehalten werden. Trotz aller Versuche des Staates, den Tod Schneiders geheim zu halten, waren rund zweihundert Pfarrer im Talar in das entlegene Hunsrückdorf gekommen. Als der große Trauerzug an die katholische Kirche gelangte, öffnete sich die Tür: angeführt von ihrem Priester schloß sich die katholische Gemeinde des Ortes dem Gang zum Grabe an. Die große Teilnahme und das Echo auf den Tod Schneiders quer durch Deutschland löste bei dem Konsistorium in Koblenz, der offiziellen, mit dem Staat kollaborierenden Kirchenleitung, die Schneider nicht geschützt hatte, und bei der Gestapo große Bestürzung aus. Die „Times“ veröffentlichte einen Nachruf, in dem es hieß: „Der Tod von Pfarrer Schneider im Konzentrationslager von Buchenwald vermehrt die Zahl der deutschen Märtyrer...“

Text Nr. 11:

In einer Predigt im Jahr 1937 sagte Paul Schneider:

Der Herr, der uns vorangeht im Kreuz, der wird auch uns stärken und erhalten vor dem Bösen. Er wird unser Leben, wenn wir es hier an ihn verlieren, erhalten zum ewigen Leben. Er wird uns seine Herrlichkeit sehen lassen hier und dort. Denn durch Leiden geht es zur Herrlichkeit, durchs Kreuz zur Krone. Das wollen wir glauben nach seinem Wort, darum wollen wir ihn bitten nach seiner Verheißung, dafür wollen wir ihm danken mit Freude.“

2. Bei einem Luftangriff auf den Wuppertaler Stadtteil Elberfeld im Jahr 1943 sagte Studienrat Dr. **Georg Maus** vor einer Anzahl Menschen, nachdem er bei den Löscharbeiten kräftig mitgeholfen hatte: „Diese Feuersbrunst ist das rechte Zeichen für das Dritte Reich: aus den höllischen Flammen ist es gekommen, und in Flammen wird es untergehen. Dieses Feuer ist Gottes Gericht über unsere Stadt, weil wir Christen zu all den Freveln so viel geschwiegen haben.“

Auf diese Worte hin wurde Georg Maus von Beamten der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) bewusstlos geschlagen, doch kam es weder zur Verfolgung noch zur Anklage. Die Gestapo hatte in jenen Wochen die Anweisung, staats- und parteifeindliche Äußerungen, die bis 48 Stunden nach Bombenangriffen gemacht wurden, nicht zu verfolgen, sondern nur zu registrieren.

Im Mittelpunkt einer Unterrichtsstunde, die Georg Maus am 15. Mai 1944 in einer 4. Klasse der Oberschule in Idar-Oberstein (einer Stadt ca. 50 km südlich von Trier gelegen) erteilte, stand die von Jesus gebotene Feindesliebe. Eine Schülerin, Tochter des Ortsgruppenleiters der Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), fragte, ob dieses Gebot auch heute noch gälte. Die Antwort des Lehrers lautete klar und prägnant: „Jesu Worte gelten immer und überall und unter allen Umständen.“ Die Schüler fragten weiter: „Wir müssen also auch die Engländer lieben?“ Ohne zu zögern antwortete der Lehrer mit einem uneingeschränkten Ja. Die Schüler wiesen darauf hin, dass Goebels (der Propagandaminister Hitlers) verlange, die Engländer zu hassen. Der Lehrer antwortete wiederum unmissverständlich: „Jesu Gebot kann auch Dr. Goebels nicht aufheben.“ Am darauffolgenden Tag wurde er verhaftet. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er von einigen Schülern jener Klasse denunziert worden.

Maus wurde 1888 als Sohn eines Pfarrers in Schaumburg geboren. Liebe und Neigung zur Jugend und zum Lehren ließen ihn Religionslehrer und Philologe an Höheren Schulen werden. Seine Schüler mit dem Evangelium bekannt zu machen – daran lag ihm! Er lehrte an verschiedenen Schulen in Wetzlar, Düsseldorf und Neuß. Erst 1936 fand er in Wuppertal eine feste Anstellung. 1943 wurde er dort völlig ausgebombt und dann nach Idar-Oberstein versetzt. Über seine schulischen Aufgaben hinaus engagierte er sich in seiner Kirche. Er hielt

sich zur Bekennenden Kirche, sammelte bekenntnistreue Lehrer um sich. Er vertrat die Überzeugung, dass die Bekennende Kirche nicht nur die Aufgabe habe, den Kampf gegen die Nazi-Ideologie und die „Deutschen Christen“ zu führen, sondern vor allem Bibelarbeit treiben müsse. Den Religionsunterricht gab er daher nie auf, obwohl man ihn in der Regel vom Stundenplan abgesetzt hatte. Maus erteilte „Ersatzunterricht“, obwohl ihm das als Lehrer untersagt war.

Er war 1939 zu Beginn des Krieges aus dem nationalsozialistischen Lehrerbund, dem alle Lehrkräfte anzugehören hatten, ausgetreten. Im Lehrerkollegium blieb Dr. Maus mit seinen Vorbehalten gegen den Nationalsozialismus weitgehend unverstanden. Doch das beirrte ihn nicht – auch nicht, dass er sich mit seinem Reden und Handeln vor den Nazi-Häschern in große Gefahr begab. Er sah sich verpflichtet, seinen Schülern und Schülerinnen die christliche Wahrheit unverkürzt zu bezeugen. Das tat er auch im Gehorsam gegenüber Jesu Wort an jenem 15. Mai 1944.

Am 16. Mai 1944 wurde er verhaftet. Zunächst hielt man ihn Koblenz fest, Er sollte vor ein Sondergericht gestellt werden – was zweifellos seinen sofortigen Tod bedeutet hätte – doch wurde die Anklage vor den Volksgerichtshof gebracht. Seine Mahnung zur Feindesliebe, wie Jesus sie in der Bergpredigt fordert, betrachteten die Richter als „Zersetzung der Wehrkraft des deutschen Volkes“ Dr. Maus wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Bei einem Bombenangriff auf Koblenz verwundet und an den Folgen einer früheren schweren Darmoperation im Jahr 1942 schwer leidend, wurde er ins Gefängnislazarett in Berlin-Moabit überwiesen. Dort legte er geduldig und in festem Glauben ein gutes Zeugnis für die Versöhnungsbotschaft Jesu ab. Die Bibel und die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine waren seine tägliche geistliche Nahrung.

Inzwischen drang die Rote Armee nach Berlin vor. Aber das sollte für Maus keine Befreiung mehr bedeuten. Mit anderen Gefangenen wurde er in einem Gefängniszug auf den Weg in das KZ Dachau gebracht. Auf dieser Fahrt gab es keine Verpflegung; und so wurde Georg Maus als Hungerleiche am 16. Februar 1945 in Hochstedt bei Lichtenfels aus dem Zug ausgeladen. Etwa eine Woche lag er dort auf dem Bahnhofsgelände, bis er begraben wurde.

In einer katholischen Würdigung für Georg Maus heißt es: „Es ist trostreich zu wissen, dass es auch unter den Lehrern in den düsteren Jahren zwischen 1933 und 1945 leuchtende Vorbilder gegeben hat.“ Sein großes und klares Zeugnis weist über ihn hinaus: „*Jesu Worte gelten immer und überall und unter allen Umständen.*“

Der christliche Glaube ist kein Standpunkt, sondern ein *Weg*. Darum sind Christinnen und Christen Menschen, die *unterwegs* sind. Aber sie gehen den Weg des Glaubens *nicht allein*. Es gibt Menschen, die uns begleiten, für und mit uns beten, Lasten mittragen und Freuden mit uns teilen. Es gibt Ungezählte, die vor uns den Weg des Glaubens gegangen sind und vor uns den Kampf des Glaubens gekämpft haben. Der Hebräerbrief sieht uns daher auf unserem Glaubensweg von einer „*Wolke von Zeugen*“ (Hebräer 12, 1) umgeben. Wie im Stadion die Zuschauer auf den Rängen die Sportler, die im Wettkampf ihre Kräfte messen, anfeuern und ihnen Mut machen, so sieht uns der Hebräerbrief auf unserem Glaubensweg von einer großen Schar von Zeugen und Zeuginnen umgeben! Diese „obere Schar“ signalisiert uns: Ihr seid nicht allein. Ihr kämpft den Kampf des Glaubens nicht allein. Die euch zuvor das Evangelium bezeugt und selbst den Weg der Nachfolge Christi gegangen sind - sie alle sind mit dabei, wenn ihr Gottesdienst feiert, wenn ihr betet und im Alltag der Welt den Glauben lebt und bezeugt. Laßt euch von ihrem Zeugnis ermutigen und inspirieren!

Unser Gedenken an die „Wolke der Zeugen“ in Trier

Mit den Kirchenvätern unterwegs auf dem Weg der Bezeugung des Glaubens

Heinz Joachim Held

1. Wir sind nicht allein auf dem Weg des Glaubens. **Wir stehen in einer Weggemeinschaft**, die alle Glaubenszeugen an allen Orten und zu allen Zeiten umfasst. Die Ökumene hat eine geographische Dimension in der Gegenwart, aber auch eine geschichtliche in der Vergangenheit, mit der sie bis in die apostolischen Anfänge zurück reicht. Die Kirchenväter gehören in sie hinein. Mit ihnen sind wir auf dem Weg der Bezeugung des Glaubens.
2. Das **Gedenken ist ein Wesensmerkmal des christlichen Glaubens**. Denn er gründet sich auf göttliche Widerfahrnisse von Menschen in der Geschichte und orientiert sich an Gestalten und Erfahrungen des Glaubens in der Geschichte, nicht in erster Linie an einem theologischen Lehrgebäude oder an einem ethischen Wertesystem, so folgerichtig sie auch sein mögen. Wie wir persönlich alle von der Bezeugung des Glaubens durch die Gestalt und die Worte von Menschen leben, die vor uns gewesen sind, so die Gesamtgemeinschaft der Kirche von den früheren Vätern [und Müttern] der Kirche.
3. Es gibt im heutigen Deutschland **keinen besseren Ort, der Kirchenväter** und ihrer Bedeutung für uns **zu gedenken als die Römerstadt Trier**, Kaiserresidenz und ältester Bischofssitz auf deutschem Boden, von der aus Konstantin die nach ihm benannte weltgeschichtliche Wende bewirkte, wohin er Athanasius von Alexandrien verbannte, wo Ambrosius geboren wurde und in kirchlicher Mission weilte, woher Augustinus einen Anstoß zu seiner Bekehrung erhielt, wo sich später auch Willibrord und Bonifatius aufhielten und in deren Nähe in jüngster Zeit der evangelische Pfarrer Paul Schneider wirkte, der 1939 für sein Glaubenszeugnis im Konzentrationslager Buchenwald starb.
4. Das Gedenken an die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts führt uns in eine verwirrende **Zeit von politischen und kirchlichen Krisen**, die den Beginn des heute zu Ende gehenden konstantinischen Zeitalters kennzeichnen. Damit boten sich zwingende Möglichkeiten, aber auch schwierige Versuchungen für den Dienst einer Kirche, die aus einer nur geduldeten und immer wieder verfolgten Minderheit zu einer staatstragenden Kraft in der Gesellschaft wurde. In diesem unerwarteten Horizont von Glaubensfreiheit und Sozialprestige setzten die Kirchenväter bleibend gültige Marksteine für den Weg des Glaubens durch die Welt.
5. **Die damals gestellten Fragen** sind im Grunde dieselben Herausforderungen, vor denen Kirchen und Christen in unserer Zeit stehen:
 - (a) nach dem genuinen Ort für die Kirche in einer veränderten Gesellschaft
 - (b) nach der Evidenz des christlichen Glaubens in der Welt von Kultur und Wissenschaft
 - (c) nach den Regeln christlichen Lebens unter Menschen anderer Überzeugungen
 - (d) nach den Kennzeichen der Freiheit und der Einheit der Kirche.Wir können die alten Antworten nicht einfach wiederholen, müssen uns aber an ihnen orientieren.
6. **Kaiser Konstantin der Große** vermochte das kriselnde Römische Reich aufs neue zu einigen und - jedenfalls für den byzantinischen Bereich - für mehr als ein weiteres Jahrtausend zu begründen. Er war kein Kirchenvater, doch ohne ihn gäbe es das Bekenntnis zur „Wesensgleichheit“ des Herrn Jesus Christus, des Sohnes, mit Gott dem Vater im nizänischen Glaubensbekenntnis nicht. Er wollte eine geeinte Kirche für das unter seiner Herrschaft wieder erstarkte Weltreich. Sie war für ihn ein politischer Faktor und eine gesellschaftliche Potenz. Er wusste um die Notwendigkeit des „Segens von oben“, der durch die Fürbitte der Kirche für die Mächtigen erfleht wird, und erkannte die moralischen Werte des christlichen Evangeliums für die gesellschaftliche Erneuerung. Seit seiner Zeit gibt es die Versuchung zu einer politischen Instrumentalisierung von Kirche und Glauben.

7. Der große **Athanasius von Alexandrien**, eine durchaus sperrige und unbequeme Gestalt, symbolisiert ein dreifaches Ringen der Kirche um ihre Identität in einer neuen Zeit: um das Bekenntnis zum biblischen Zeugnis vom göttlichen Erlöser in Freiheit gegenüber aller philosophischen Anpassung (im Kampf gegen den „Arianismus“); um die Freiheit der Kirche in Abwehr aller staatlichen Zumutungen (im Widerstand gegen die kaiserliche Kirchenpolitik); und um die historische Legitimierung des geistlichen Amtes durch den Anschluss an die Apostel unter Abweisung aller rigoristischen Kritik (in der Auseinandersetzung mit den schismatischen Kirchen der Meletianer in Ägypten und der Donatisten in Nordafrika). Seine fünf Verbannungen machen nicht nur die Unerbittlichkeit der Kontroversen und der Kontrahenten deutlich, sondern auch die bleibende Möglichkeit des Martyriums im Zeitalter einer staatlich anerkannten und privilegierten Kirche.
8. In der Gestalt des römischen Präfekten und späteren Bischofs **Ambrosius von Mailand** findet dieses Ringen um den genuinen Ort und Dienst der Kirche in einer christlich werdenden Gesellschaft seine Fortsetzung und steht vor der neuen Herausforderung eines angemessenen Umgangs mit der Willkür staatlicher Gewalt und mit den Sonderwegen kirchlichen Lebens. Er wagt es, einen Kaiser in Kirchenzucht zu nehmen - ebenso wie der spätere Trierer Bischof Nicetius einem fränkischen König - , und erhebt in Trier - vergeblich - Einspruch gegen die staatlich vorgesehene und kirchlich erwogene Todesstrafe gegen christliche Abweichler.
9. Der noch nach der Wahrheit suchende **Augustinus** erfährt von der ihm bis dahin unbekannt monastischen Weise christlichen Lebens durch einen Reisebericht aus Trier und wird dadurch mitbewogen, sich für die Taufe zu entscheiden. Das Mönchtum erweist sich in Trier auch später durch den heiligen Symeon als eine Motivation zum Leben in der Kraft des Glaubens und als ein Ort seelsorgerlicher Beratung.
10. Fragen wir in Trier nach der Bedeutung der Kirchenväter für unseren Weg als Zeugen des Glaubens heute, werden die folgenden **Merkposten** erkennbar:
 - (a) Wir können im Gespräch mit dem Judentum und dem Islam sowie mit dem modernen Zeitgeist im Hören auf das Christuszeugnis des Neuen Testament als unseren christlichen Gottesglauben nur einen trinitarischen Monotheismus vertreten.
 - (b) Wir müssen das Gebet für die Inhaber der politischen und gesellschaftlichen Macht als einen primären Auftrag der Kirche erkennen, nicht als Diener ihrer Interessen, sondern als Gottes Beauftragte, und mit unserer Fürbitte und Fürsprache den ethischen Werten der göttlichen Solidarität mit den Schwachen und Schuldigen einen Weg in der Welt zu bahnen.
 - (c) Doch ist die christliche Kirche nicht lediglich eine ethische Wertegemeinschaft im Zeichen der diakonischen Liebe und eine Hüterin theologischer Glaubenswahrheiten in Abwehr von Irrungen; vielmehr hält sie in der Kraft der durch Christus gegebenen Verheißungen, vermittelt durch das Geheimnis der apostolischen Sukzession und die Anrufung Gottes durch die versammelte Gemeinde, für alle Menschen die einzigartige Stätte bereit, an der wir dem lebendigen Gott in Wort und Sakrament begegnen und schon hier und jetzt - wenn auch erst zeichenhaft und anfangsweise - die Erlösung erfahren.
 - (d) Die Einheit der Kirche war in der Geschichte noch nie einfach da; sie ist kein *datum* (eine irdisch-empirische Gegebenheit), sondern ein *donum* (eine von Gott zu empfangene Gabe und Begabung), nie einfach vorhanden, aber immer verheißen, ein Gegenstand unseres Suchens und Kämpfens, keinesfalls ein opportunistisches Ziel, sei es kirchlich oder politisch. Sie ist uns stets aufs neue aufgegeben und bleibt auch im Widerstreit der unter uns bestehenden Spaltungen und allem Leiden an ökumenischen Verhärtungen zum Trotz unsere unerschütterliche Glaubensüberzeugung, die all unser Beten und Arbeiten für sie unverdrossen macht und lebendig erhält.

Die ökumenische Berufung der IEF:

Erfahrung, Annahme und Bezeugung der GEMEINSCHAFT im Geist

Thesen und Erläuterungen (in Auszügen)

Johannes Lütticken, Trier

THESE 1:

Die Aufgabe der ökumenischen Bewegung insgesamt kann man umschreiben als Bemühen, durch die sichtbare Einheit der getrennten Kirchen die unsichtbare Einheit zum Ausdruck zu bringen, die alle Christen durch Glaube und Taufe in Christus miteinander verbindet.

THESE 2:

Der besondere Weg der IEF und ihrer bisherigen ökumenischen Praxis besteht darin, dass auf ihren ökumenischen Wochen und Tagungen ein Milieu menschlicher, christlicher und geistlicher Gemeinschaft entstanden ist, das Christen aus allen Konfessionen offen steht.

THESE 3:

Diese gemeinschaftliche Atmosphäre vermittelt eine ökumenische Erfahrung, die schließlich in der geistlichen Einsicht und Entdeckung gipfelt: „Wir sind eins in Christus“.

THESE 4:

In dieser Entdeckung liegt eine persönliche Berufung: die Einheit in Christus muss, wenn sie einmal in dieser Weise „entdeckt“ ist, durch einen entschiedenen Akt des Glaubens angenommen werden; jeder Christ hat die Freiheit, diesem Ruf zu folgen und dadurch seiner Kirche zu dienen.

THESE 5:

Diese „Entdeckung“ ist zwar eine persönliche Erfahrung, aber darum noch nicht eine Sache des bloßen subjektiven Gefühls oder der privaten Frömmigkeit: in ihr bekundet sich die Wesenswirklichkeit der kirchlichen Einheit.

THESE 6:

Diese Einheit muss sichtbar gemacht werden, und zwar vor der sichtbaren Eucharistiegemeinschaft, - durch die gegenseitige Annahme im Namen und im Frieden Christi.

THESE 7:

Solche persönliche Einheit in Christus ist auch die Quelle allen ökumenischen Gesprächs und aller ökumenischen Übereinstimmung in Fragen der Lehre; sie ist heute die Voraussetzung für die Annahme (Rezeption) ökumenischer Ergebnisse und Übereinkünfte innerhalb der Kirchen.

THESE 8:

Der Aufruf zur Einheit im Sinne gegenseitiger Annahme im Namen Christi darf nicht als Tendenz zum ökumenischen Sektierertum, zur „dritten Konfession“, missdeutet werden: solche Einheit ist vielmehr die Vorform und die Quelle konziliarer Gemeinschaft der christlichen Kirchen.

THESE 9:

Zu diesem Endziel ist die ökumenische Bewegung angewiesen auf ein engagiertes und gemeinsames Zeugnis derer, die untereinander ihre Einheit in Christus „entdeckt“ und angenommen haben.

THESE 10:

Es ist die Berufung der IEF, den getrennten Kirchen heute ein solches Zeugnis zu geben.

THESE 1:

Die Aufgabe der ökumenischen Bewegung insgesamt kann man umschreiben als Bemühen, durch die sichtbare Einheit der getrennten Kirchen die unsichtbare Einheit zum Ausdruck zu bringen, die alle Christen durch Glaube und Taufe in Christus miteinander verbindet.

1. Wie weit sind wir, als Mitglieder der IEF, noch von der Einheit entfernt? – Dies ist eine eigenartige Frage. Sie erfordert einige Klarstellungen. Auf welche Art von Einheit bezieht sie sich? – auf die „Einheit in Christus“? Diese haben wir bereits, in einem bestimmten Sinne: Durch die Taufe sind wir eins in Christus und Glieder füreinander an seinem Leib. Wir haben alle ein und denselben Geist empfangen. Aber in einem anderen Sinne sind wir getrennt: Wir sind Glieder getrennter Kirchen; sie beanspruchen alle, ein sichtbarer Ausdruck jener grundlegenden Einheit zu sein, die wir durch die Taufe in Christus haben, - und doch exkommunizieren sie sich gegenseitig um dieser Einheit willen.
2. Aber wir sind überzeugt, - wie es ja auch unsere Kirchen als Ganze sind - , dass es mit dieser gegenseitigen Exkommunikation als Antwort auf die Situation einer geteilten Christenheit nicht mehr getan ist. Als Mitglieder der IEF sehnen wir uns, harren und suchen wir nach der Wiederherstellung jener sichtbaren Einheit, für die Christus gebetet hat, auf die Weise, wie er es wünscht. Damit tun wir nichts anderes, als uns die allgemeine Aufgabenstellung der ökumenischen Bewegung unseres Jahrhunderts zu eigen zu machen. Was aber ist unser Ort, als Mitglieder der IEF, innerhalb dieses allgemeinen Rahmens? Auf welche Weise haben wir beigetragen zu der Bemühung, unsere unsichtbare und grundlegende Einheit in Christus sichtbar zu machen? Und – sofern wir überhaupt etwas beigetragen haben – wie weit sind wir damit gekommen?

***THESE 2:** Der besondere Weg der IEF und ihrer bisherigen ökumenischen Praxis besteht darin, dass auf ihren ökumenischen Wochen und Tagungen ein Milieu menschlicher, christlicher und geistlicher Gemeinschaft entstanden ist, das Christen aus allen Konfessionen offen steht.*

5. Aber nicht umsonst stand die Liturgie, der gemeinsame Gottesdienst, im Mittelpunkt dieses gemeinsamen Lebens, haben wir anregende Vorträge gehört und uns in Arbeitsgruppen ausgetauscht. In diesem Rahmen war es uns nicht nur möglich, bleibende Freundschaften und persönliche Beziehungen von zunehmender Tiefe einzugehen; wir haben einander als Christen entdeckt, die aufrichtig in demselben Einen Geist leben, in dem Glauben an Christus und als Glieder seines Leibes. Durch unsere Vorträge und Gespräche sind wir immer tiefer in die grundlegenden Themen unseres Glaubensbekenntnisses hineingeführt worden, und es wuchs die Gewissheit in uns, dass – wenn wir in diesen grundlegenden Wahrheiten und Geheimnissen eins sind – andere Abweichungen in unserem Verständnis des Glaubens nicht von größerem Gewicht sein und uns wieder trennen können. Wir sind dahin gelangt, dass wir uns durch das, was uns in unseren verschiedenen Traditionen unterscheidet, eher bereichert als bedroht fühlen.
6. Wir sind nicht als offizielle Vertreter unserer Kirchen in der IEF und versuchen in ihr bisher auch nicht, Vorschläge für deren Wiedervereinigung auszuarbeiten. Mir scheint, es wäre gar nicht so falsch zu sagen, dass es in der IEF bisher viel mehr um die Einheit geht, die wir bereits haben, als um die, die wir noch suchen. Wir meinen tatsächlich, dass wir zu dieser Suche am besten dadurch beitragen, dass wir einfach die grundlegende Einheit, die wir in der Taufe bereits haben, als eine Gabe annehmen – und wenn wir dies in großer Dankbarkeit und Freude tun. Tatsächlich treten wir – indem wir dies tun – geistlich bereits in eine Art eucharistischer Feier ein – ob wir uns nun schon zu sichtbarer eucharistischer Mahlgemeinschaft befähigt fühlen oder nicht. Denn wir tun so gerade das gemeinsam, was

den eigentlichen Sinn der Eucharistiefeyer ausmacht: Wir verkünden und wir danken für die Großtaten Gottes in Christus, durch die er uns mit sich und miteinander versöhnt hat.

THESE 3: *Diese gemeinschaftliche Atmosphäre vermittelt eine ökumenische Erfahrung, die schließlich in der geistlichen Einsicht und Entdeckung gipfelt: „Wir sind eins in Christus“.*

8. Gott schenkt lebendige Gaben- sie sind uns anvertraut, um zu wachsen und zu reifen und Frucht zu bringen; und dazu brauchen sie unsere sorgende und wachende Aufmerksamkeit. Ich denke, es gehört zu diesem Wachstum und kann auch allgemein beobachtet werden, dass all jene tiefen und frohen Erfahrungen des Einsseins in Christus, die durch den Schmerz der noch bestehenden Trennungen ja eher noch intensiviert als gehindert werden, einen Gipfel von atemberaubender Gewissheit erreichen können. Es ist die Einsicht: Wenn es Christus ist, wenn es sein Geist ist, der uns eint, - und wenn es diese Einheit in Ihm ist, die wir entdecken, die wir in seinem Namen beten und zusammen sind – was kann uns dann noch trennen? Und wenn wir gemeinsam mit Ihm verbunden sind, der doch in seiner Person die „Fülle der Wahrheit“ ist, in die der Geist uns einführt, - wie können wir dann noch fortfahren, einander das Geschenk und den Besitz dieser „Fülle der Wahrheit“ streitig zu machen? Weder Schisma noch Häresie kann es zwischen denen geben, die in Christus verbunden sind!
9. Diese Einsicht kann und darf, wenn sie einmal gemacht worden ist, nicht unterdrückt oder beiseite geschoben werden. Sie entspringt der Wirklichkeit des Lebens – jenseits aller theologischer Theorie. In ihr beginnt unsere grundlegende Einheit in Christus, die in der Taufe wurzelt, ans Licht zu treten und sich in der Wirklichkeit unseres Lebens zu bekunden. Es ist der entscheidende Augenblick aller ökumenischer Entwicklung. Diese Erkenntnis ihren Mitgliedern – unter dem Antrieb des Geistes – zu vermitteln, war das eigentliche Anliegen der IEF. Wir haben verspielt, wir sind umsonst so oft zusammengekommen, wenn wir nicht wach genug sind, diesen Schatz zu erfassen und einzubringen. Diese geistliche Gewissheit ist ein Geschenk des Geistes Christi, der in uns wirkt; aber sie ist nicht nur eine Gabe: sie enthält eine Aufgabe und einen Ruf. Denn wir entdecken nicht nur unsere Einheit in Ihm, wir hören Ihn auch sagen: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe; nehmt einander an, wie ich euch angenommen habe. Das heißt: Nehmt einander an ohne Vorbedingung, so wie ihr seid, in meinem Namen. Und tut dies hier und jetzt; und für immer.

THESE 4: *In dieser Entdeckung liegt eine persönliche Berufung: die Einheit in Christus muss, wenn sie einmal in dieser Weise „entdeckt“ ist, durch einen entschiedenen Akt des Glaubens angenommen werden; jeder Christ hat die Freiheit, diesem Ruf zu folgen und dadurch seiner Kirche zu dienen.*

10. Aber können wir das? Müssen wir nicht warten, bis wir von unseren kirchlichen Autoritäten die Erlaubnis haben, in Christus versöhnt und vereint zu sein? Aber andererseits: Können wir noch warten, einander anzunehmen, wenn wir einmal erkannt haben, - und zwar nicht in einer theoretischen, allgemeinen und anonymen Form, sondern als eine lebendige und persönliche Wirklichkeit – dass Er für „dich und mich“ gestorben ist, dass er so alles abgebrochen hat, was uns von Gott trennt, und uns – „dich und mich“ – mit ein und demselben göttlichen Geist erfüllt hat? Sollten wir uns der Autorität unserer Kirchen verpflichtet fühlen, die unsere Trennungen symbolisch weiter aufrecht erhalten, oder dem Geist Christi, der uns in unserer tatsächlichen Einheit in Christi versichert?
11. Es ist dies die uralte und immer wiederkehrende Frage, ob wir die Freiheit haben, uns vom Heiligen Geist führen zu lassen und uns auf die Gewissheit zu verlassen, die er unserem Herzen, unserem Geist und unserer Seele mitteilt, oder ob wir uns daran gebunden

glauben, uns in allem auf die sichere Führung unserer Kirche zu stützen. Natürlich ist daran nichts Falsches; wir glauben ja, dass auch unsere Kirchen als Ganze vom Heiligen Geist geführt sind. So dürfen wir hoffen, dass sie zu ihrer Zeit in das Stadium kommen, wo sie dem Ruf Christi zur Einheit in ihrer Gesamtheit Folge leisten können. Wir wären bei dieser Haltung dann wohl auch bereit, ihrer Führung zu folgen. Aber wir hätten dann nicht selbst positiv dazu beigetragen, dass sie dieses Stadium erreichen. Wir hätten das persönliche, lebendige Geschenk Christi an uns in der IEF nicht fruchtbar werden lassen für Seine Kirche. Wir hätten einfach gewartet.

12. Aber wie sollen unsere Kirchen überhaupt weiterkommen? Irgendwer- oder besser: irgendwelche – müssen doch jeweils die ersten Schritte tun. Warum nicht wir? Können wir es den Leitern unserer Kirche überlassen oder den Theologen, hier die Führung zu übernehmen?

Wir sollten uns darüber vollkommen klar sein: In dieser Sache finden wir sie alle in der gleichen Lage. Wenn überhaupt, ist es für die Bischöfe oder Theologen eher noch gefährlicher und gewagter, der Führung des Geistes zu folgen und über die abgesicherten Maßstäbe der Tradition hinauszugehen, als für einfache Gläubige, auf denen weniger Verantwortung ruht. Worum es hier geht, das ist ein Akt des Glaubens und des Gehorsams gegenüber dem Wort des lebenden Herrn, das sich durch seinen Geist in unseren Herzen kundtut. Und ein solcher Gehorsam ist jedem Glaubenden aufgetragen, ob er nun Bischof ist, Theologe oder Laie. Und gerade durch solchen Gehorsam Christus gegenüber soll sich der glaubende Christus seiner Kirche gegenüber treu erweisen und ihrem Wachstum dienen.

THESE 5: Diese „Entdeckung“ ist zwar eine persönliche Erfahrung, aber darum noch nicht eine Sache des bloßen subjektiven Gefühls oder der privaten Frömmigkeit: in ihr bekundet sich die Wesenswirklichkeit der kirchlichen Einheit.

13. „Nehmt einander an, wie ich euch angenommen habe“ – und tut dies hier und jetzt, ohne Vorbedingungen und für immer; denn so habe ich euch angenommen und nehme ich euch auch in diesem Augenblick an. –

„Ja, aber . . . : Geht es denn nicht um etwas ganz Persönliches und Privates?“ Auf dieser persönlichen Ebene ist es nicht schwierig, sich gegenseitig anzunehmen. Die Schwierigkeit liegt bei den offiziellen Kirchen mit ihren Lehren und Strukturen. Unsere persönlichen und privaten Erlebnisse haben keine große Bedeutung für die amtlichen Kirchen; sie können uns innerlich wohl bereit machen, jeden offiziellen Beschluss, der unsere Kirchen der Einheit näher bringt, gern und freudig anzunehmen. Damit ist die IEF aber immer noch von einer rein privaten Bedeutung für ihre jeweiligen Mitglieder; von ihr kann bestenfalls eine moralische Ermutigung der Kirche auf ihrem Weg zu Einheit ausgehen, eine Atmosphäre ökumenischer Erwartung.

14. Das mag ein aufrichtiger Einwand sein. Aber es kann auch ein Vorwand sein, der großen geistlichen Berufung und Verantwortung auszuweichen, die ich beschrieben habe. Oder es kann der Ausdruck für ein Versagen sein, die Bedeutung unserer Erfahrung innerhalb der IEF zu erfassen. Diese Erfahrung hat uns zweifellos ganz persönlich betroffen, gewiss. Aber sie darf darum doch noch nicht als ein bloßes subjektives und privates Empfinden abgetan werden, als ein religiöses Gefühl – Produkt ökumenischer Begeisterung. Gewiss – Begeisterung und Gefühle der Freude gehören dazu, wenn es um eine tiefe und wichtige geistliche Entdeckung geht. Aber alle wertvollen Auswirkungen solcher geistlichen Einsichten werden verschüttet und vertan, wenn wir sie mit der Begeisterung und den Gefühlen, die sie in uns hervorrufen, verwechseln. Darum ist es so wichtig, dass wir so gut wie

nur möglich theologisch begreifen lernen, was wir in lebendiger, persönlicher Begegnung entdeckt haben.

16. Die Strukturen unserer Kirchen – einschließlich der Sakramente und der Glaubenslehren, die sie uns überliefern – haben alle von Christus her ihren Sinn, nicht in sich selbst, sondern sollen der Verwirklichung dieser lebendigen Gemeinschaft in Christus dienen und sie symbolisch zum Ausdruck bringen. Christus hat – um es einmal scharf zu formulieren - nicht darum gebetet, dass wir nur eine Eucharistie, nur ein Amt und ein gemeinsames Glaubensbekenntnis haben sollten, Er hat darum gebetet, dass wir einander lieben mögen, wie er uns geliebt hat, und dass wir dadurch eins sein mögen in Ihm und miteinander, wie er eins ist mit Seinem Vater. Diese Einheit in Ihm können wir – im Gehorsam gegen sein Gebot - unmittelbar verwirklichen, auch wenn wir nicht – noch nicht – eine gemeinsame Eucharistie haben, ein Amt und ein Glaubensbekenntnis. Und – nebenbei gesagt – es ist ebenso möglich und oft wohl auch der Fall, dass wir die gemeinsame Eucharistie, das eine Amt und die gemeinsame Glaubenslehre zwar haben, aber jene Einheit in Christus dennoch nicht verwirklichen. Diese eigentliche Einheit in Ihm ist es also, die Christus uns allen in Seinem Geist anbietet, sooft wir – wie auf diesen Ökumenischen Wochen der IEF – in Seinem Namen beisammen sind.

THESE 6: *Diese Einheit muss sichtbar gemacht werden, und zwar vor der sichtbaren Eucharistiegemeinschaft, - durch die gegenseitige Annahme im Namen und im Frieden Christi.*

17. „Nun gut, - es mag schon stimmen, dass das, was wir empfinden, mehr als ein bloßes subjektives Gefühl ist; wir erfahren es ja auch wirklich als unsere persönliche Begegnung mit Christus in Seinem Geist, in der etwas für uns aufleuchtet von unserer tiefen Einheit in Ihm. Aber wie sollen wir diese Einheit zum Ausdruck bringen? Selbst wenn das, was wir erfahren, nichts Geringeres ist als die Einheit, die wir suchen oder sichtbar zu machen suchen - wir können sie dann doch nicht anders zum Ausdruck bringen, als auf unsere ganz private Weise. Und schließlich sind doch wohl die Eucharistie, das Amt und das gemeinsame Glaubensbekenntnis - wenn auch nicht Wesen und Inbegriff der kirchlichen Einheit selbst, so doch die von Gott gegebenen Mittel, die diese Einheit sichtbar machen! Und um dieses Sichtbarmachen geht es doch in der ökumenischen Bewegung!“
19. In all unseren Ländern hat es eine Zeit lang z.T. hitzige und zähe Auseinandersetzungen über die Interkommunion gegeben, und auf die Kirchenleitungen wurde starker Druck ausgeübt, die Altäre ihrer Kirchen für Christen anderer Bekenntnisse zu öffnen. Die Freikirchen in England haben ihre Abendmahlsfeiern grundsätzlich stets für alle Christen offen zu halten; die Kirche von England hat eine entsprechende Praxis seit einigen Jahren eingeführt, ebenso auch z.B. die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD). Andere Kirchen haben darauf bestanden, dass zuerst die volle Einheit wiederhergestellt werden muss, bevor eucharistische Gemeinschaft möglich ist; sie begründen ihren Standpunkt damit, dass die Eucharistie ein wahres Zeichen und Ausdrucksmittel der Einheit nur da sein kann, wo diese Einheit bereits (und zwar in sichtbarer Form) besteht.
20. Es ist mir klar, dass viele Christen für dieses Argument keine Sympathie empfinden; sie haben den Eindruck, dass es in einer sehr statischen, wenn nicht starren Sicht der Kirche, ihrer Einheit und ihres sakramentalen Lebens entspringe - einer institutionellen Denkungsart, die der Dynamik des wirklichen Lebens im Grunde entfremdet ist. Für sie ist die Eucharistie nicht nur Ausdruck einer bereits bestehenden Einheit, sondern mindestens ebenso auch ein Mittel, uns auf dem Weg zur Einheit zu helfen und zu stärken. - Ich meine aber trotzdem, dass an jenem „konservativen“ Argument viel Wahres ist. Denn es kann schließlich nur eine bereits bestehende und sichtbar gewordene Einheit durch das Sakrament der Einheit gestärkt werden. Es kann eine wirkliche eucharistische Gemeinschaft nicht geben

ohne irgendwelche sichtbare Einheit in der „Fülle der Wahrheit“ und im Frieden Christi. Den Leib Christi können wir nur dann sichtbar empfangen, wenn wir selbst bereits, auf eine sichtbare Weise, der „Leib Christi“ sind. Und wenn die Eucharistie an „offenen Altären“ ohne die vorausgehende Wiederherstellung solcher Einheit in Christus empfangen wird, so wird dies tatsächlich nichts ausrichten – weder um die Einheit sichtbar zu machen, noch, sie zu stärken.

21. So müssen wir also unsere Einheit, bevor wir sie in eucharistischer Gemeinschaft zum Ausdruck bringen, erst einmal wiederentdecken – und nicht nur dies: Wir müssen sie auch auf irgendeine Weise bereits sichtbar machen, so dass sie – bevor wir die eucharistischen Gaben empfangen und gebrauchen – auch als eins erkannt werden können. „Nehmt einander an, wie ich euch angenommen habe“ und tut dies sichtbar und ausdrücklich, so dass man sehen kann, dass ihr eins seid mit mir: Dies ist die Voraussetzung zu jeder eucharistischen Gemeinschaft. Liturgisch kommt dieser Grundsatz in den Grüßen zum Ausdruck, die innerhalb der Liturgie ausgetauscht werden – dem Gruß zwischen dem Zelebranten und der Gemeinde: „Der Herr sei mit euch – und mit deinem Geiste“, sowie dem Friedenskuss. Er kommt aber auch zum Ausdruck in der Notwendigkeit sichtbarer und sakramentaler Versöhnung in den Fällen, wo dieser Friede ernstlich verletzt oder gebrochen worden ist.

THESE 7: *Solche persönliche Einheit in Christus ist auch die Quelle allen ökumenischen Gesprächs und aller ökumenischen Übereinstimmung in Fragen der Lehre; sie ist heute die Voraussetzung für die Annahme (Rezeption) ökumenischer Ergebnisse und Übereinkünfte innerhalb der Kirchen.*

24. Ohne Zweifel ist es zunächst einmal die Aufgabe der Theologen, die Grundsätzlichkeiten unserer überkommenen konfessionellen Glaubensformeln zu überwinden und gemeinsame Formulierungen der Lehre auszuarbeiten. Aber während dies noch geschieht – und es geschieht wirklich mit großem Erfolg – stellt es sich immer mehr heraus, dass das eigentlich wichtige Ereignis dieser Arbeit nicht so sehr in dem zu sehen ist, was diese gemeinsamen Lehrformeln aussagen; es liegt vielmehr in der Tatsache selbst, dass solche gemeinsamen Erklärungen in Fragen, die uns früher getrennt haben, zustande gekommen sind bzw. in dem Wissen darum, wie sie zustande kommen konnten. Unser wachsendes Verständnis unserer Vergangenheit, unserer verschiedenen Traditionen und die gegenwärtige Situation der Christenheit machen es für uns vollkommen klar, dass die Einheit der Kirche, wenn sie jemals zustande kommen soll, eine Einheit in vielen lebendigen und sich ständig weiterentwickelnden Sprachen sein muss, die den gemeinsamen Glauben in vielen ganz verschiedenen Typen theologischer Lehre zum Ausdruck bringen. Das Entscheidende für die Einheit ist daher nicht so sehr, eine gemeinsame Glaubensformel zu haben, sondern grundsätzlich fähig zu sein, immer wieder neu ein gegenseitiges Verständnis zu erreichen und eine gemeinsame Sprache des Glaubens zu entwickeln, mitten in den sich so rasch verändernden Verhältnissen unserer Welt.
25. Und dies ist nun die grundlegende Einsicht allen ökumenischen Gesprächs: Dass man, um mit einem anderen Christen eine gemeinsame Sprache zu sprechen zunächst entdecken und erkennen muss, dass er - seiner Situation und Art gemäß - in demselben Geist lebt und so tatsächlich mit ihm in Christus eins ist. Diese Entdeckung erst befähigt dazu, seine besondere Sprache zu verstehen. Es wird nun möglich zu sehen, dass die verschiedenen Weisen sich auszudrücken recht verstanden einander nicht widersprechen, sondern ergänzen, und dass sie also einander keineswegs ausschließen, sondern im Gegenteil aufeinander angewiesen sind und sich in diesen Sinne gegenseitig bestätigen. Sie erscheinen nun als Ausdruck der vielfältigen und unterschiedlichen Gaben des einen und selben Geistes Christi, deren jede in ihrer Weise notwendig ist für die Auferbauung der Kirche. Und auf diese

Weise beginnt man, sich gegenseitig anzunehmen und im Glauben eine gemeinsame Sprache zu sprechen.

26. Aber diese Entdeckung unserer lebendigen Einheit in Christus und in seinem Geiste ist ja nicht ausschließlich die Sache der Theologen – und sie kann auch gar nicht durch sorgsame theologische Erklärungen zum Ausdruck gebracht werden. Sie ist Sache des Glaubens und der lebendigen, persönlichen Begegnung, und darum Sache von Theologen, Bischöfen und Gläubigen zusammen; und ihren Ausdruck findet sie in lebenden Beispielen engagierter christlicher und ökumenischer Gemeinschaft. Solche Gemeinschaft ist also grundsätzlich früher als Einheit in der Lehre und eine Voraussetzung dazu; sie ist deren lebendige und bleibende Quelle und Grundlage. Einheit in der Lehre setzt also – ebenso wie eucharistische Gemeinschaft – eine lebende Einheit im Glauben voraus, die man sehen und erfahren kann. Die gemeinsame Lehre ist im Grunde nichts als die Selbstaussage eines gemeinsamen Glaubenslebens in möglichst allgemeingültiger Sprache.
27. So haben die Christen durchaus recht gehabt, die in den vergangenen Jahrzehnten der ökumenischen Bewegung der Überzeugung waren, dass sie nicht einfach warten können, bis die Theologen unsere Gegensätze in der Lehre aufgearbeitet hätten; dass sie vielmehr von sich aus drangehen sollten, ihre Einheit in Christus zu entdecken und zu behaupten, um dann ungeduldig darauf zu warten, dass die Theologen endlich mit ihrer Arbeit das erreichen, was sie nun schon längst in Glaube und gelebter Gemeinschaft entdeckt und verwirklicht haben.

THESE 8: *Der Aufruf zur Einheit im Sinne gegenseitiger Annahme im Namen Christi darf nicht als Tendenz zum ökumenischen Sektierertum, zur „dritten Konfession“, missgedeutet werden: solche Einheit ist vielmehr die Vorform und die Quelle konziliarer Gemeinschaft der christlichen Kirchen.*

29. Nun bleibt noch ein letzter Einwurf – und zwar nicht der leichteste: Ist denn das, was ich hier vertrete, nicht das vielbesagte ökumenische Sektierertum – ist es nicht fast der Aufruf zur Bildung der gefürchteten „Dritten Konfession“? Wenn wir von uns aus anfangen, unsere Einheit in Christus zu behaupten, obwohl wir doch zu getrennten Kirchen gehören, trennen wir uns damit nicht von unseren jeweiligen Kirchen ab? Handeln wir wirklich noch als ihre Glieder? Können wir überhaupt beanspruchen, dass wir in ihrem Namen handeln? Wir haben keinerlei amtlichen Auftrag dazu. Ist es nicht die Sache der Leiter unserer Kirchen bzw. der verantwortlichen Leitungsgremien, unsere Einheit in Christus öffentlich zu erklären? Ist es nicht ihre amtliche Aufgabe, zu beurteilen und zu erklären, welche Lehre angemessener Ausdruck unseres Glaubens ist?
30. Zweifellos haben unsere berufenen Kirchenleitungen eine eigene – auf verschiedene Weise umschriebene – Vollmacht, über Fragen wie die Eucharistiegemeinschaft, die gemeinsame Lehre und die sichtbare Einheit zu entscheiden. Aber wir haben bereits gesehen, dass die Einheit im Wesentlichen eine personale Beziehung in Christus bedeutet und dass sowohl die Eucharistie wie auch die gemeinsame Lehre die Sichtbarkeit einer solchen lebendigen Gemeinschaft voraussetzen. Wir haben auch bereits gesagt, dass die Entdeckung dieser lebendigen Einheit im Glauben nicht den Bischöfen und Theologen überlassen werden kann: Sie kommt jedem Gläubigen zu, der einmal für sich selbst entdeckt hat, was es überhaupt heißt, in Christus zu leben.
31. Glaube in diesem Sinne ist gewiss ein zutiefst persönlicher Akt; aber er ist darum noch nicht ein Akt für sich isolierter Individuen: Es ist ja gerade der Glaube, der uns persönlich und mit Christus und miteinander in ihm verbindet. Im Glauben bin ich eins – in erster Linie mit allen, die in der Gemeinschaft meiner eigenen Kirche aus dem Glauben leben – ob sie nun Bischof, Priester oder Laie sind; in der Gemeinschaft mit ihnen habe ich am Geiste

und an dem Geheimnis Christi Anteil; und so muss ich die äußere Einheit meiner Kirche als einen sichtbaren und lebendigen Ausdruck dieser lebendigen Einheit verstehen, die ich mit ihnen habe. Durch den Glauben weiß ich mich sogar verbunden mit all denen, die vor uns im Glauben gelebt haben und mit all den Ausdrucksformen, die sie ihrer Einheit im Glauben gegeben haben.

34. Wir dürfen uns also sicher sein: Einheit in Christus, gegenseitige Annahme in seinem Namen, Gemeinschaft in Seinem Geist – dies sind nicht bloß private und persönliche Angelegenheiten; noch sind sie ein unrechtmäßiger Einbruch in den Bereich der kirchlichen Autorität. Sie stellen eine Gabe und einen Ruf Christi dar, die ER zwar an uns persönlich gibt, aber im Hinblick auf das Ganze unserer Kirchen. Sie trennen uns nicht von unseren Kirchen ab; aber sie geben uns eine neue Verantwortlichkeit für unsere und innerhalb unserer Kirchen. Indem wir einander im Namen Christi annehmen als treue und lebendige Glieder unserer Kirchen, verwirklichen wir bereits vorbildhaft und in einem Keim die Einheit, zu der Christus die Kirchen führt.
35. Wie wäre es denn, wenn diese gegenseitige Entdeckung und Annahme, wie wir sie als unseren gemeinsamen Schatz und unsere Berufung betrachten, sich über unsere ganzen Kirchen ausbreiten und in den Handlungen und Entscheidungen unserer kirchlichen Führer voll zum Ausdruck kommen würden? – Unsere Kirchen blieben dann zunächst immer noch, was sie sind: Sie würden sich ja zunächst einmal gegenseitig so annehmen, wie sie sind. Es gäbe da also immer noch verschiedene Formen kirchlicher Autorität und verschiedene Arten kirchlicher Lehre (wie das übrigens nach dem Zeugnis der neutestamentlichen Schriften auch in der Urkirche der Fall war); es käme also nicht zu einer sogenannten „organischen“ Einheit. Aber unsere Kirchen würden einander nicht mehr ausschließen oder exkommunizieren; genauso wenig würden sie aber auch einfach nebeneinander bestehen in einer unverbindlichen Gleichgültigkeit oder Freundlichkeit. Sie würden eine verpflichtende Gemeinschaft im Namen und im Geiste Christi. Sie wären voneinander verschieden und würden sich dennoch – als Glieder desselben Leibes, die alle auf dasselbe Haupt bezogen sind – miteinander identifizieren.
36. Sie würden anerkannte Formen der gegenseitigen bzw. gemeinsamen Beratung entwickeln und in allen Angelegenheiten von allgemeinem Belang unter Führung des Geistes gemeinsame Entscheidungen erreichen können. Und sie würden auf dieser Basis auch die sichtbaren Zeichen entwickeln oder entdecken, die auf eine gültige Weise die Einheit zum Ausdruck bringen, die sie nun miteinander erreicht haben und die sie unsichtbar nie völlig verloren hatten. Dies ist die Vorstellung einer „konziliaren“ Form der Einheit, wie sie sich in den ökumenischen Diskussionen unserer Tage herausgebildet hat. Sie wurde vor allem innerhalb der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung des Weltrates der Kirchen entwickelt, auf der 5. Vollversammlung des ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi 1975 offiziell angenommen und hat begeisterte Unterstützung auch vonseiten katholischer Theologen wie etwa Heribert Mühlen gefunden.

THESE 9: *Zu diesem Endziel ist die ökumenische Bewegung angewiesen auf ein engagiertes und gemeinsames Zeugnis derer, die untereinander ihre Einheit in Christus „entdeckt“ und angenommen haben.*

38. Und doch muss es scheinen, als wenn ein entscheidendes Element fehlt. In alledem sind die Kirchen ja auch tatsächlich noch getrennt voneinander und völlig frei, weiterhin getrennt zu bleiben. Und das ganze Gewicht ihrer eigenen, geschichtlich gewachsenen Identität zieht in die Richtung, es bei der überlieferten Trennung zu belassen. Es besteht eine wirkliche Gefahr, dass trotz all jener Fortschritte der entscheidende Schritt in absehbarer Zeit nie getan werden wird, und dass der Schwung der ökumenischen Bewegung auf halbem Weg verrinnen wird, ohne das eigentliche Ziel erreicht zu haben.

40. Die Einheit, wie wir sie verstehen gelernt haben, ist eine Tat des Glaubens (des Glaubensgehorsams). Und Glaube muss sich bekannt machen durch das Zeugnis. Ein Zeugnis für die Einheit kann nun aber nicht von einem einzelnen Christen gegeben werden; ebenso wenig kann das anonyme Medium der öffentlichen Meinung Träger eines Glaubenszeugnisses sein. Die Einheit in Christus kann daher nur durch eine überzeugte Gruppe von 2 oder 3 oder von 500 oder mehr bezeugt werden, die ihre Einheit im Glauben erkannt haben und wissen, dass sie eins sind und warum und wie. Ein solches Zeugnis würde sich stracks gegen das eigentliche Hindernis der Bewegung zur Einheit richten: Gegen die isolierte Selbstbehauptung unserer Kirchen. Es wäre vielleicht ein Anstoß und Ärgernis für solche, die nur von der unantastbaren, absoluten Identität ihrer besonderen Kirche aus denken können. Aber ein solches Zeugnis kann mit gutem Gewissen gegeben werden, in der Freiheit Christi und in treuer Verantwortlichkeit für unsere eigenen Kirchen.

THESE 10: *Es ist die Berufung der IEF, den getrennten Kirchen heute ein solches Zeugnis zu geben.*

41. Hierin würde ich die Berufung der IEF innerhalb der ökumenischen Bewegung heute sehen. In unserer Fellowship haben wir ein Milieu gefunden, in dem man die geistliche Entdeckung unserer Einheit in Christus – mit Hilfe des Geistes – machen kann. Diese Entdeckung, diese geistliche Einsicht, muss als das, was sie ist, erkannt und angenommen werden – in einem erleuchteten und entschiedenen Akt des Glaubens. Und sie muss sich in einem Zeugnis bekunden, das zugleich ganz persönlich und gemeinschaftlich ist. Darin lag, denke ich, tatsächlich das Ziel der IEF seit ihrem Beginn, auch wenn der Schwerpunkt zunächst (und bis heute) auf der Ermöglichung jener Erfahrung lag und liegen musste. Wir sind daher mit einer dreifachen Zielsetzung zusammen:

1. die geistliche Erfahrung und Einsicht, aus der die IEF bisher gelebt hat, zu erneuern und zu vertiefen;
2. darüber gemeinsam nachzudenken, um ihre Bedeutung für die Kirche und die ökumenische Bewegung zu verstehen und uns im Glauben gemeinsam für sie verantwortlich zu machen;
3. uns nach den konkreten praktischen Schritten zu fragen, die für den weiteren Weg der IEF aus dieser Bestimmung folgen. Die Frage lautet hier vor allem: Was bedeutet für uns konkret die Aufforderung, für die persönliche Erfahrung der Einheit in Christus „Zeugnis“ zu geben?

Möge der Same, den Gott uns anvertraut hat, sich öffnen, reifen und Frucht bringen für seine Kirche: 30-, 60-, 100-fach, so dass eines Tages alle sichtbar vereint sind in der KOINONIA, der Gemeinschaft des Heiligen Geistes, wie es der Sohn ist mit dem Vater.

Fünf Sätze zur Aufgabe der IEF

Ergebnisse der Gruppenarbeit in Malonne 1976

1. **Es ist die Aufgabe der IEF**, für Christen aller Kirchen und Traditionen die Erfahrung der Gemeinschaft im Geiste Christi zu ermöglichen, sie in Zeichen glaubwürdiger brüderlicher Gemeinschaft zu verwirklichen und sie für die Kirchen auf ihrem Wege zur Einheit im Glauben persönlich und gemeinsam zu bezeugen.
2. **Ökumenische Brüderlichkeit** (Fellowship) muss nicht nur auf gemeinsamen Tagungen und Wochen, sondern darüber hinaus auch im Bereich des eigenen, persönlichen Lebens und Alltags verwirklicht werden, z. B. durch Bildung von kleinen (lokalen und überlokalen) Gruppen und durch wiederholte Begegnungen im kleinen Kreis sowie durch gegenseitige Gastfreundschaft.
3. **Das primäre Anliegen** solcher Gemeinschaft ist die ständige Erneuerung aus dem Geiste Jesu Christi, die gegenseitige Annahme in Seinem Namen und eine Haltung der Offenheit und Solidarität gegenüber allen Gliedern des Volkes Gottes.
4. **Diese Gemeinschaft** muss eine persönliche Mitverantwortung entwickeln für den Weg der Kirchen in eine verpflichtete Gemeinschaft u. a. durch das eingehende Kennenlernen der verschiedenen Kirchen, ihres Lebens, ihrer Lehre und Geschichte, sowie durch das ernsthafte Studium ökumenischer Dokumente und Veröffentlichungen.
5. **Der Impuls und das Zeugnis** dieser ökumenischen Gemeinschaft muss in jeder geeigneten Weise eingebracht werden primär in die Gemeinden und die ökumenischen Bemühungen am Ort, aber auch auf allen anderen Ebenen der Kirche bis hin zu ihrer amtlichen Leitung.

Die IEF als Zeugnis und Zeichen

Die IEF hat zunächst einmal kein anderes Ziel, als einer ganz grundlegenden, einfachen, weitverbreiteten ökumenischen Erfahrung eine bleibende, dauerhafte Gestalt zu geben: Dass nämlich Christen aus verschiedenen, getrennten Kirchen im Namen Christi beisammen sein, einander als Brüder und Schwestern in seinem Namen aufnehmen und annehmen, sich gemeinsam unter sein Wort und seine Herrschaft stellen können unter Führung seines Geistes und als Glieder seines Leibes.

Dies ist die Grunderfahrung: Dass es uns gegeben ist, durch die schlichte Begegnung als Christen die auf der Ebene des kirchlichen Amtes dokumentierte Trennung außer Kraft zu setzen. Dieser Grunderfahrung möchten wir als Fellowship eine dauernde Gestalt geben, damit sie als Tatsache in der Kirche präsent bleibt, sich ausbreitet und die theologischen Konsequenzen sich bis in die amtlichen Entscheidungen hinein durchsetzen können.

In der wachsenden Erhellung dieser Grunderfahrung sollen sich die Teilnehmer immer tiefer der Berufung, der Freiheit und Verantwortung bewusst werden, die für sie in dieser Erfahrung beschlossen sind. Sie erfahren etwas vom Willen Christi für seine Kirche, für das sie nun auch innerhalb der kirchlichen Körperschaften persönlich eintreten müssen. Dabei soll ihnen die dauerhafte Gestaltwerdung dieser Erfahrung in der IEF helfen, dies mit Geduld tun zu können, ohne Angst, dass ihnen die Erfahrung, die sie in die Kirchen einbringen wollen, verloren geht bzw. dass sie unwirksam wird, wenn sie von diesen Kirchen nicht sofort in allen Konsequenzen aufgenommen werden kann. Die dauerhafte Gestalt der Fellowship soll diese Erfah-

nung auf Dauer dynamisch und wirksam erhalten: gebändigte Ungeduld der „loyalen Rebellen“.

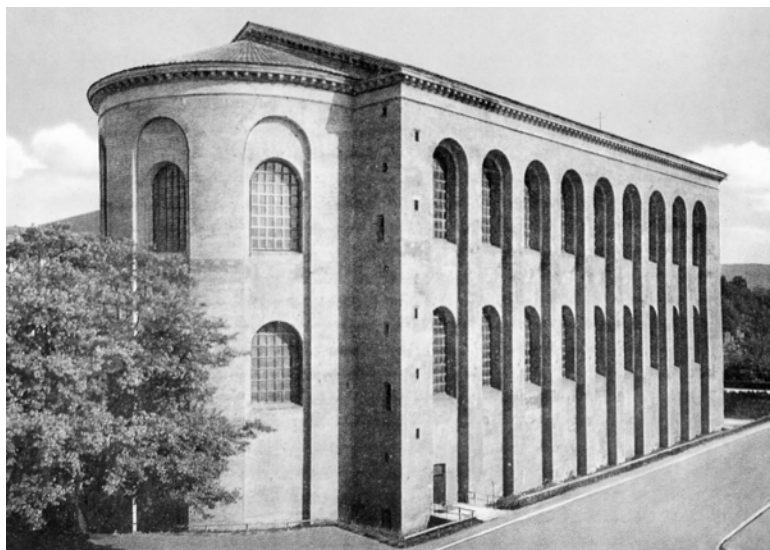
Denn im Grunde besitzt diese Erfahrung explosive Kraft. Sie stellt aus christlicher Freiheit bzw. aus dem Gehorsam gegen den Willen Christi heraus die Kompetenz des Amtes in Frage, die Trennung der Kirchen zu behaupten. Sie verhilft dem Willen und der Herrschaft Gottes zu der unmittelbaren, geschichtsumkehrenden Geltung und Wirkung, die ihnen grundsätzlich zukommen, und ordnet das Amt dieser dynamischen Macht der Selbstoffenbarung Gottes durch Christus in der Gemeinschaft des Geistes unter. Sie befreit die Kirche von der Last ihrer eigenen, gespaltenen Geschichte und lässt sie wieder als Instrument dieser Selbstoffenbarung Gottes in der Geschichte wirksam werden.

Dennoch geht es darum, diese Kraft nicht in zerstörendem Protest, in Resignation oder in abseitiger Sektenbildung verpuffen zu lassen. Sie muss durch die Loyalität gegenüber den bestehenden Kirchen gebändigt werden, ohne etwas von ihrer Radikalität und Intensität zu verlieren. Dies ist im Grund nur möglich, wenn sie sich selbst in einem konkreten Zeichen binden kann. Die Fellowship, die aktive Identifikation mit ihr und ihre theologische Selbstinterpretation ist ein solches Zeichen. Die Bildung dieses Zeichens, die Interpretation und Konsolidierung der Fellowship als ein solches Zeichen ist unsere gegenwärtige Aufgabe.

Die Erfüllung dieser Aufgabe kann die IEF zu einem neuen, fassbaren Faktor in der ökumenischen Bewegung machen, der vielleicht einmal mit anderen Teilen Kirche einschließlich dem Amt eine neue Form des ökumenischen Dialogs führen kann. Eine formierte Gemeinschaft von Gläubigen spräche da von ihrer Erfahrung und ihrem Zeugnis der Einheit her mit den Gliedern und der Leitung der getrennten Kirchen bzw. mit den Gruppen und Bewegungen, die sich unter der Ärgernis Spaltung von der Kirche bereits entfremdet haben.

Da praktisch alle kirchlichen Leitungen heute ihrem Auftrag gemäß die ökumenischen Verpflichtung der Kirchen bejahen, sind die Gläubigen auch von ihrer Seite Verwirklichung ökumenischer Brüderlichkeit und Gemeinschaft ermutigt. Erst die glaubwürdige und überzeugende Verwirklichung solcher Gemeinschaft durch Gläubigen jeden kirchlichen "Standes" kann die Leitungen der Kirchen in die Lage versetzen, auch die amtlichen Konsequenzen zu ziehen. Mit solchen amtlich Schritten wird die kirchliche Einheit ja nicht erst geschaffen. Sie können nur eine bereits gewachsene und vorhandene Einheit amtlich anerkennen und sanktionieren. und so das Amt selbst, seiner Bestimmung gemäß, in ihren Dienst stellen.

Johannes Lütticken



Gedanken zur Weiterentwicklung der IEF

Das Ziel der IEF

bestand bisher darin, durch die Erfahrung von "Fellowship" und gemeinsamer geistlicher Erneuerung auf internationalen und regionalen Konferenzen die "KOINONIA im Heiligen Geist" hervortreten zu lassen, die allen Christen durch die Taufe gegeben ist.

Nachdem diese Erfahrung mehrfach gemacht und in ihrem eigentlichen Sinne begriffen worden ist, muss es nun das Ziel der IEF sein, diese Erfahrung

1. immer mehr in das Leben ihrer Mitglieder zu integrieren und sie zu befähigen, Zeugnis für sie abzulegen und sie mit anderen zu teilen;
2. im Zusammenhang der Ökumene am Ort wirksam zu machen durch Mitarbeit in den vielfältigen Weisen ökumenischer pastoraler Zusammenarbeit;
3. für die Konfessionskirchen insgesamt, insbesondere für ihre Leitungen, verständlich zu machen im Zusammenhang der allgemeinen ökumenischen Entwicklung.

Für die Mitglieder der IEF ergeben sich daraus folgende Anforderungen:

- a) ein zunehmendes persönliches Engagement für die Ziele der Fellowship;
- b) eine wachsende menschliche und persönliche Gemeinschaft in gegenseitiger Anteilnahme und Mitteilung über die Grenzen organisierter Konferenzen und Tagungen hinaus;
- c) die persönliche Bereitschaft zu einer geistlichen und charismatischen Erneuerung, d. h. zur Öffnung für das Wirken des Geistes innerhalb der Fellowship.
- d) aktive Teilnahme an ökumenischen Initiativen auf Ortsebene einzeln oder als Gruppen; bzw. im Idealfall: Übernahme der ökumenischen Initiative und Führung am Ort (Katalysator / Anreger);
- e) Offenheit für die Entwicklungen der ökumenischen Theologie und der ökumenischen Zielvorstellungen und Anliegen.

Von daher ergeben sich drei vordringliche Erfordernisse:

1. Spontangruppen und Zellen unter den Mitgliedern zur Entwicklung und Stützung des persönlichen Engagements (nicht notwendig lokal begrenzt);
2. ökumenische Qualifikation und leadership entwickeln bzw. anziehen und integrieren.
3. Bildung von Gruppen am Ort -auf einer überpfarrlichen Ebene -zur Verwirklichung geistlicher Fellowship und Erneuerung sowie familiärer christlicher Brüderlichkeit auf Ortsebene als Basis für die Übernahme oder Unterstützung ökumenischer Initiativen am Ort.

Die grundlegenden Elemente der gegenwärtigen Struktur der IEF sind dabei zu erhalten: ihre Praxis (Konferenzen und Newsletter), ihre Verfassung (regional, nicht konfessionell orientiert) und die Art der Mitgliedschaft (offen für alle, die ihre Ziele bejahen).



Johannes Lütticken

Ihr seid meine Zeuginnen

SOLWODI – Solidarität mit Frauen in Not

Lea Ackermann

Eine junge Bulgarin, Natascha, gerade 19 Jahre, erzählte mir folgende Geschichte: “ Als ich 15 Jahre war, begann ich in einem kleinen Restaurant zu kellnern, weil mein Vater trank und mich oft schlug. Ich wollte selbständig sein. Mit siebzehn Jahren wurde ich im Restaurant von zwei jungen Männern angesprochen. Sie erzählten mir, ich könnte viel Geld verdienen, wenn ich mit nach Deutschland kommen würde. Ich könnte dort ebenfalls bedienen. Sie wollten sich um alles kümmern, die Fahrtkosten z.B. könnte ich später zurückzahlen. Sie wollten sich auch um meinen Pass kümmern, den ich als Minderjährige nicht bekommen hätte.

Zwei Männer brachten mich zusammen mit fünf anderen bulgarischen und russischen Mädchen und Frauen nach wenigen Tagen nach Deutschland. Als ich in Deutschland meinen Pass zum ersten Mal sah, stellte ich fest, dass dort ein falscher Name und ein falsches Geburtsdatum stand. Man sagte mir, die Zeit für einen richtigen Pass hätte nicht gereicht, es sei aber kein Problem, mit diesem Pass einen Asylantrag zu stellen.

Die Männer haben uns das Leben in Deutschland gezeigt und uns Kleider gekauft. Abends sind sie mit uns nach Köln gefahren. Wir gingen in eine Kneipe. Der Besitzer, ein Rumäne, kannte unsere Begleiter. Dann kamen Türken in die Kneipe. Wir gingen in eine Diskothek, die Türken folgten uns. Sie haben uns die ganze Zeit angesehen. Den Grund ahnte ich nicht. Plötzlich waren unsere Begleiter verschwunden. Die Türken kamen auf uns zu und gaben uns zu verstehen, dass wir jetzt zu ihnen gehören. Wir konnten uns nicht wehren, sie sahen gefährlich aus. Ich hatte Angst. Wir wurden in den Keller eines Hauses gebracht und dort mehrere Tage von den Türken sexuell missbraucht und geschlagen.“

So unglaublich wie diese Geschichte, begonnen hat, so ging sie weiter. Die Mädchen wurden von einem Mann an den nächsten, von einem Bordell ins andere verkauft. Sie wurden gehalten wie Vieh, geschlagen, gedemütigt und vergewaltigt. Natascha und ihre Freundin Simone hatten großes Glück im Unglück. Sie wurden bei einer Razzia befreit.

Warum erzähle ich diese Geschichte. Jesus hat keine anderen Hände als unsere. Ein Satz, der mich mein ganzes Leben begleitet. Wie soll Jesus diesen Frauen, die Opfer von Gewalt werden helfen, wie soll ihnen Gerechtigkeit widerfahren?

Indem wir erkennen, wer unsere Nächsten sind, wer uns nahe steht, mit wem wir mitfühlen, können wir handeln und Zeuginnen werden für Jesus den Christus.

Als ich vor zwanzig Jahren in Kenia war und dort zum ersten Mal Frauen begegnete, die aufgrund von Armut in der Prostitution tätig waren, spürte ich, dass diese Frauen zu den Ärmsten gehören, die Hilfe und Unterstützung brauchen und denen ich so das Evangelium nahe bringen konnte.

Ich entschloss mich SOLWODI zu gründen – Solidarität mit Frauen in Not. Mit der Hand, ohne Schreibmaschine, schrieb ich Briefe an viele Menschen in Deutschland, 100 Briefe, in denen ich um Hilfe für diese Frauen bat. Ich bekam Unterstützung. Ein Zentrum entstand, das Frauen ohne Hoffnung und Perspektive mit sehr viel Sorgen und Nöten wieder Hoffnung brachte. Ich unterstützte die Frauen dabei, neue Lebensperspektiven zu finden. Einige lernten Friseurin und machten sich mit diesem Handwerk selbständig, andere eröffneten einen Gemüse – und Obststand, wieder andere begannen zu nähen und konnten damit ihren Lebensunterhalt bestreiten. Durch die konkrete Lebenshilfe, die Hilfe zur Selbsthilfe, konnte die Botschaft des Evangeliums lebendig werden und neues Leben schaffen. Heute haben wir in Kenia drei SOLWODI Zentren und SOLGIDI Solidarität mit Mädchen in Not, ein Hilfsprojekt für Töchter von Prostituierten. Sie sollen eine Ausbildung erhalten, um den Teufelskreislauf von Armut und Prostitution zu durchbrechen.

1988 kam ich nach Deutschland. Hier musste ich feststellen, dass es unzählige Frauen gab, die durch Heiratshandel, Menschenhandel und Sextourismus in Deutschland in Not gerieten. Für mich war klar, dass ihnen geholfen werden musste. Ich gründete SOLWODI Deutschland zunächst mit einer Beratungsstelle. Heute haben wir bundesweit zehn Beratungsstellen mit sieben Schutzwohnungen und über 30 Mitarbeiterinnen.

Wir helfen den Frauen auf vielfache Weise. Zunächst brauchen Sie einfach mal Ansprechpartnerinnen und Schutz. Einen Ort, an dem sie sich sicher fühlen. Einen Ort, an dem sie Gehör finden. Unsere Beraterinnen klären sie über ihre rechtliche Situation auf, sie vermitteln Alphabetisierungs- und Deutschkurse, helfen bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Bei Behörden und Ämtern und öffentlichen Dienststellen sind unsere Mitarbeiterinnen an der Seite der Frauen. Wir vermitteln Rechtsbeistand und beraten und betreuen Opferzeuginnen in Menschenhandelsprozessen. Das ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben, weil die meist hoch traumatisierten jungen Frauen hier erneut auf ihre Peiniger treffen und das Erlebte wieder aus der Erinnerung hervorgeholt werden muss. Es ist oft eine zweite Traumatisierung. Umso wichtiger ist es, dass wir auch Anwältinnen vermitteln, die die Nebenklagevertretung übernehmen. Wenn die Frauen zurück in ihre Heimat wollen, helfen wir ihnen auch bei der Rückkehr und vermitteln Unterstützung für ein neues selbständiges Leben im Heimatland.

Was ich hier in knapp 12 Zeilen geschrieben habe und sich sehr schnell liest, ist in der Alltagsrealität verbunden mit Tiefschlägen, mit Beharrlichkeit, mit Freude, mit Tränen und Trauer, mit Ängsten und Sorgen, Verzweiflung, Hoffnung, Dankbarkeit, mit wechselnden Gefühlen und einem langen Atem. Nicht alle unsere Mitarbeiterinnen sind Ordensfrauen oder gläubige Christinnen, aber sie sind Zeuginnen der Menschlichkeit und Zeuginnen für die Achtung von Frauen und Frauenrechten.

Ihr sollt Zeuginnen sein. Wenn wir als Christinnen Zeuginnen sein sollen für Gottes Liebe zu den Menschen, Zeuginnen für die Existenz Gottes in der Welt, Zeuginnen Gottes unter den Menschen, dann kommen wir nicht umhin zu handeln. Im konkreten Handeln an unserem Nächsten kann Gott Mensch werden. Dieses Handeln hat sicherlich viele Facetten. Für mich war und ist es bis heute Hilfe für Frauen in Not.

Noch eine andere Seite der Zeuginnenschaft möchte ich erwähnen: Eines der wichtigsten Ereignisse, das uns im vergangenen Jahr 2005 widerfahren ist, hat mit der jungen Sarah zu tun. Die 21jährige ist Opfer von Menschenhandel. Sie kam Anfang 2002 zu uns. Was sie von ihren Peinigern erfahren hat, dreht mir buchstäblich den Magen um.

Doch diese junge, starke Frau hat sich entschieden, gegen die Menschenhändler und Vergewaltiger auszusagen, ein sehr mutiger Schritt. Sarah ist es außerdem gelungen, in der für sie sehr schweren Zeit einen Schulabschluss zu machen. Sie schloss als Klassenbeste ab und kann nun eine Berufsausbildung als Altenpflegerin beginnen.

Aufgrund ihrer Aussage, ihres Zeugnisses, konnten die Täter verurteilt werden. Weil sie bereit war auszusagen, wurde die Öffentlichkeit über die Verbrechen, die tagtäglich mitten unter uns geschehen, unterrichtet. Die Aufnahme eines Menschenhandelsverfahrens macht deutlich, dass in der Gesellschaft wahrgenommen wird, was Frauen geschieht. Gewalt an Frauen wird sehr häufig nicht wahrgenommen.

Wenn durch unsere Hilfe Menschen wieder Mut fassen und ihr Leben in den Griff bekommen, dann sind wir Zeuginnen in der Nachfolge Jesu.

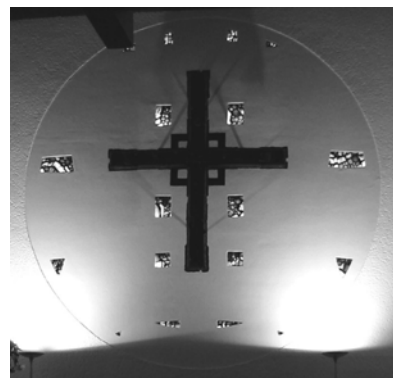
In memoriam

„Gott wird alle Tränen von euren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war ist vergangen“

Offb. 21,4

Pastor Hans-Albert Timmermann, Meschede, gest. 9. Juli 2005

Der katholische Priester Hans-Albert Timmermann gehört zu den Männern der ersten Jahre in der deutschen IEF-Region. Zeitweilig war er sogar ihr Vorsitzender. Zusammen mit dem Ehepaar Wilhelm und Anne Lore Michaelis hat er in Hamburg die jährliche St. Ansgar-Vesper am 3. Februar ins Leben gerufen. Im Frühjahr 1988 hat er auf einer Tagung im Eifeler Kloster Steinfeld der IEF das bahnbrechende Ökumenismus-Dekret erläutert. Auch wenn er sich in den letzten Jahren von der IEF zurückgezogen hat, haben wir seinem ökumenischen Engagement viel zu verdanken.



Ökumenische Termine 2006

- 18. - 25. Januar: Gebetswoche für die Einheit der Christen
- 3. Februar, 18 Uhr: St. Ansgar-Vesper in der Petri-Kirche, Hamburg**
- 3. - 8. Februar: Internationaler Bonhoeffer-Kongress in Breslau zum 100. Geburtstag
- 14. - 23. Februar: 9. Vollversammlung des Ök. Rates in Porto Alegre/Brasilien**
- 3. März: Weltgebetstag der Frauen
- 4. März: Ök. Symposium in Altenberg bei Köln
- 17. - 19. März: Jahrestagung Ök. Netz Mittelrhein in Remagen
- 24. - 26. März: Jahrestagung der Kirchenvolksbewegung „Wir sind Kirche“ in Trier
- 5. - 7. Mai: 30 Jahre Ök. Initiative Eine Welt in Bad Honnef
- 19. - 21. Mai: Tagung der Arbeitsgemeinschaft Ök. Kreise in Fulda
- 24. - 28. Mai: 96. Katholikentag in Saarbrücken:
„Gerechtigkeit vor Gottes Angesicht“**
- 10. - 11. Juni: Treffen der Gemeinschaft St. Michael in Mainz mit Bischof Vobbe
- 12. - 18. September: 6. Konferenz der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE, früher: Leuenberg) in Budapest: „Evangelisches Profil in Europa“
- 14. - 17. September: 40 Jahre Philoxenia in Imshausen bei Bebra
- 21. - 24. September: Michaelsfest in Reineberg
- 27. - 29. Oktober: Herbsttagung der Philoxenia West in Münster/Westf.:
Begegnung mit der serbisch orthodoxen Kirche

Neue IEF Mitglieder

Als neues Mitglied begrüßen wir herzlich

Almuth Schaeffer, Düsseldorf



Gottes erste Zeugen Begegnung zwischen Christen und Juden

Deutsche Regionaltagung
der Internationalen
Ökumenischen
Gemeinschaft

Dienstag, 9. Mai 2006,
18 Uhr bis
Freitag, 12. Mai,
13 Uhr
in
Magdeburg

Geplanter Tagungsverlauf:

Dienstag, 9. Mai

Bis 17 Uhr: Anreise

18.00 Abendessen

19:30 Eröffnung:

Abend der Begegnung

Miteinander und mit Magdeburg

Mittwoch, 10. Mai

10.00 Landesrabbiner von Sachsen-
Anhalt

Moshe Flomenmann: **Jüdisches
Zeugnis** und das Verhältnis von
Juden und Christen
(Jesaja 43,8-13)

15.00 Besuch in der jüdischen Gemeinde
Magdeburg und Begegnung mit
jüdischen Gemeindegliedern

19.30 Abend mit Propst Dr. Matthias
Sens: Gespräch zur **Ökumeni-
schen Lage** in und um Magdeburg

Donnerstag, 11. Mai

10.00 Pfarrer Dr. Hans Schleiff,
Neinstedt,
Vorsitzender des christlich-
jüdischen Arbeitskreises: **Christli-
ches Zeugnis** und das Verhältnis
von Christen und Juden
(Apg. 1, 4-8)

15.00 Fahrt nach Halberstadt: Ein Gang
durch
das jüdische Halberstadt mit
Frau Jutta Dick und Begegnung
mit ehemaligen jüdischen Bürgern
aus Halberstadt (in Planung)

19.30 Geselliges Beisammensein in der
Roncalli-Klause, dem Lesezimmer
bzw. auf der Dachterrasse

Freitag, 12. Mai

9.30 Mitgliederversammlung

**11.00 Liturgie des Gedenkens und der
Hoffnung**
mit Bischof Dr. Gerhard Feige

12.30 Mittagessen und Abschluss der Ta-
gung

